

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	fl.	kr.
	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	fl.	kr.
	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfelderga[ss]e Nr. 8. München.

Gerald Fitzgerald.

Dritter Band.

Gerald Fitzgerald

der Chevalier.

Von

Charles Lever,

Verfasser von „Moritz Tiernay, Jack Hinton, Charles O'Malley" ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen

von

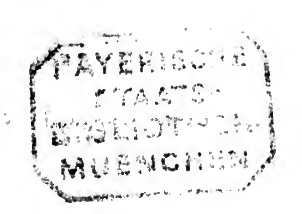
W. E. Drugulin.

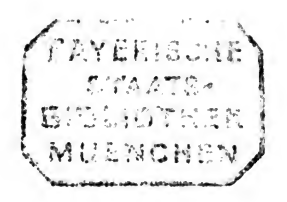
Dritter Band.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1861.





Erstes Kapitel.

Ein Souper mit den Volksfreunden.

Es herrscht eine wunderbare Gleichartigkeit zwischen den moralischen und den physischen Uebeln des Lebens, welche sich selbst bis zu den Arten ausdehnt, auf die sie sich fortpflanzen. Wir sprechen von der Ansteckung eines Fiebers, aber wir vergessen oftmals, daß Vorurtheile noch unendlich ansteckender sind. Der arme Mann, der schlecht genährt, schlecht gekleidet, in einem schlechten Hause untergebracht, nothleidend, müde und matt ist, fällt der ersten Epidemie zum Opfer, die ihm in den Weg kommt. So ergeht es auch mit dem Jüngling von noch nicht festgewurzeltem Glauben und unsteten Beschäftigungen. Er nimmt jedes Glaubensbekenntniß der Gedanken oder Ansichten an, welches warm genug ist, um seine Einbildungskraft anzuregen und seinen Ehrgeiz zu fesseln. Wie Wenige giebt es im Leben, die selbst ihre politischen Ueberzeugungen gewählt haben, welche ungeheure Mehrzahl ist die Der=

jenigen, die die Eindrücke angenommen haben, welche sie umgaben.

In einem denkwürdigen Falle reichte der Stachel einer aristokratischen Beleidigung hin, um einen Patrioten zu machen. Es war die zufällige Mißhandlung eines Pöbelhaufens, die einst einen großen Volksführer zu einem Ultravorkämpfer des Torysmus machte. Ich darf es nicht länger wagen, mich über dieses Thema zu verbreiten, von dem die Beispiele sich bereits in meinem Gedächtniß massenhaft zusammendrängen.

Die Weigerung Lord Castlereagh's, sich mit einem niedriggebornen Gast zu Tische niederzusetzen, kostete seiner Partei den Einfluß des talentvollsten und populärsten Redners und Schriftstellers seiner Zeit. Und ein größerer Mann als Lord Castlereagh hat die Vorstellung eines weniger berühmten Parteigängers unserer eigenen Zeit nicht zugeben wollen.

Gerald Fitzgerald speiste mit Marat in der Rue des Moulins zu Nacht. Er setzte sich mit Fauchet, Etienne, Chaptal, Favart ꝛc. nieder, die sämmtlich für den Ami du Peuple schrieben und Anhänger des großen und furchtbaren Führers waren.

Gerald hatte oft seine Rolle in den wilden Excessen des Jugendlebens gespielt. Er hatte sich an Scenen betheiligt, wo die durch die Ausschweifung gereizte Leidenschaft zum Wahnsinn wird und wo eine rasende Heftigkeit die Stelle der Vernunft und des Urtheils usurpirt. Aber es war für ihn etwas Neues, von

einem Schauspiele Zeuge zu sein, wo die Excesse die von Geistern waren, welche von politischem Ehrgeiz aufgestachelt wurden — die rasenden Schmähungen politischer Gegner und die tollsten Erwartungen einer furchtbaren Rache! Sie sprachen vor ihm mit einer Rückhaltslosigkeit, welche man in jenen Zeiten selten sah. Sie machten sich kein Bedenken, alle Aussichten ihrer Partei und die Wechselfälle der ereignißvollen Zukunft, die noch vor ihnen lag, zu discutiren.

Wie die Monarchien fallen — wie das ganze gesellschaftliche Gebäude von Frankreich umgestürzt — wie der Adel ausgerottet und eine neue Art der Auszeichnung erschaffen werden müsse, wurde mit einem Ernst besprochen, der sich mit der zügellosesten Leichtfertigkeit vermischte. Daß der Weg zu diesen Veränderungen durch Blut führte, schien keinen Moment dem Strome ihrer Ideen Einhalt zu thun. Manche unterhielten sich mit der Aufstellung imaginärer Proscriptionslisten und riefen die Namen und Titel derjenigen aus, die sie für die Ehre der Guillotine empfehlen wollten.

„Jeder," rief Guadet, „Jeder, der sich Herzog, Marquis oder Graf nennt."

„Schließen Sie die Barone nicht ein, Henri, denn mein Koch gehört zu diesem Stande und ich könnte ihn nicht entbehren," rief Viennet.

„Nieder mit dem Aristokraten!" sagten Mehrere. „Er hält sich zu seiner Klasse, selbst in seiner Küche."

„Nein," fiel Biennet ein, „ich bin der Erste unter Euch Allen, der diese Leute zu der ihnen geziemenden Stellung herabbringt."

„Sagt das nicht," meinte Gensonné, „der Marquis de Trillac ist seit einem Jahr Wildhüter auf meiner Besitzung."

„Auf Ihrer Besitzung!" sagte Marat verächtlich. „Ihr väterliches Gut war ein Gemüsestand auf dem Holzmarkte und Ihr Ahnenschloß ein Zimmer im fünften Stock eines Hauses des Pays Latin."

„Sie haben in dem gleichen Hause im Keller gewohnt und Ihrer eigenen Darstellung nach bin ich es gewesen, der herabgestiegen ist, um Sie kennen zu lernen."

„Wenn er von Besitzungen spricht, so werde ich ihn auf meine Liste stellen," sagte Laroche. „Derjenige, der eine sichere Existenz hat, verdient nicht zu leben."

„Das ist ein großartiger Ausspruch," sagte ein Anderer. „Wir wollen darauf trinken," und sie erhoben sich und leerten ihre Gläser auf den Toast.

„Der Herzog von Dampierre, hat ihn einer aufgeschrieben?" fragte Guadet.

„Ich habe es gethan" — „und ich" — „und ich," sagten Mehrere zusammen.

„Ich verlange Begnadigung für den Herzog," sagte ein Anderer. „Ich bin in Nantes mit ihm auf der

Schule gewesen und er ist ein gutmüthiger, wackerer Bursche."

„Elender Patriot!" sagte Guadet lachend, „der seine persönlichen Sympathien gegen die Interessen des Staates in die Waage werfen kann."

„Parbleu!" rief Laroche, indem er über den Arm seines Nachbars blickte. „Gensonné hier hat Robes=pierre aufgeschrieben."

„Und warum nicht? Ich verabscheue ihn. Menard hatte Recht, als er ihn einen Wolf in Balltoilette nannte."

„Welche Liste Menard hier hat!" sagte Guadet, und er hielt sie in die Höhe und las laut vor: „Alle, die dem Hofe gedient oder deren Familien es in den letzten drei Generationen gethan haben — Alle, die Kunden von Hofschneidern, Barbieren, Schuhmachern oder Waffenschmieden sind —"

„Ich bitte nur Diejenigen hinzuzufügen, deren Namen in den Taufbüchern stehen oder von denen man behauptete, daß sie von ehelicher Geburt seien," sagte Lescour. „Wir wollen die erbärmliche Aristokra=tie völlig auslöschen."

„Ihr Spott ist ein schwacher Sarkasmus," sagte Marat wüthend. „Menard hat Recht, unsere Rache muß nicht Mann für Mann, sondern pelotonweise aus=geübt werden."

„Ich habe einen Onkel und fünf Cousins, die ich aus Beweggründen des Zartgefühls nicht denuncirt

habe. Will mir Jemand den Gefallen thun, den Grafen Rochegarde und seine Söhne aufzuschreiben."

„Ich nehme sie mit Vergnügen an. Ich brauche ein paar Grafen unter meinen Baronen."

„Ich trinke auf das Wohl aller Patrioten," sagte Marat, indem er sein Glas leerte und Fitzgerald voll in's Gesicht blickte.

„Ich nehme den Toast an," erwiderte Gerald und er trank.

„Und ich ebenfalls," rief Louvet, „obgleich ich ihn nicht verstehe."

Unter Patriot verstehe ich Einen, der die Freiheit anbetet," sagte Marat.

„Und den Tyrannen haßt," rief ein Anderer.

„Für die Freiheit, meine Feinde auf die Guillotine zu schicken, bin ich bereit morgen zu kämpfen," sagte Guadet.

„Für wen sollen wir uns zu Henkern und Scharfrichtern machen?" rief ein blasser kränklicher Jüngling mit zitternder Stimme, „der wüthende Pöbel wird Euch nicht dafür danken, daß Ihr sein Jagdrevier usurpirt habt. Wenn Ihr *sein* Wild niedersetzt, wird er sich dereinst gegen Euch wenden und Euch zerreißen."

Ah, Brissot, sind Sie schon wieder mit der zarten Idee da, die Sie aus dem Plato gestohlen haben?" rief Guadet. „Es ist ein Vergnügen, Ihre Flötentöne in dem wilden Concert unserer rauhen Stimmen zu hören."

„Was die Freiheit betrifft, wer kann die definiren?“ rief Brissot.

„Ich kann es!“ rief Lescour. „Sie ist das Recht, unsere Nächsten zu guillotiren.“

„Wer hat je die Bedeutung der Gleichheit verstanden?“ fuhr Brissot fort, ohne ihn zu beachten. „Procustes war ihr Erfinder!“

„Und die Brüderlichkeit, was ist sie — wer hat sie je geübt?“

„Amerika ist das einzige Beispiel davon, welches mir einfällt,“ sagte Guadet gravitätisch.

„Ich trinke auf Amerika,“ sagte Marat. „Möge die junge Republik durch den Tod der Mutter leben, welche sie geboren hat.“

Ein wildes Hurrah folgte dem Toaste, welcher mit rasendem Enthusiasmus bewillkommnet wurde.

„Das Leuchtfeuer der Freiheit, welches sie hier anzünden,“ fuhr er fort, „wird bald von allen Berggipfeln in Europa erwidert werden — von den Schneehöhen Norwegens an bis zu den Oliven gekrönten Gipfeln der Apenninen, von den kahlen Klippen Schottlands bis zu den felsigen Spitzen der Karpathen.“

Er brach in einen bombastischen zuweilen aber von Blitzen wahrer Beredtsamkeit durchzuckten Style in eine von jenen Rhapsodien aus, woraus seine Volksreden zum größten Theil bestanden. Das glänzende Bild eines freien, glücklichen, wohlhabenden Volkes

wurde so mit Scenen der Rache und Vergeltung gemischt, daß die Guillotine als das Hauptwerkzeug der Civilisation erschien. Er beschrieb die sociale Lage der Nation wie den Zustand eines Mannes, dessen Leben nur auf Kosten einer furchtbaren Amputation bewahrt werden könne. Wenn die Operation erst vorüber sei, würde der Körper seine gesunden Functionen von Neuem beginnen. Dies war das Bild, welches er täglich anwendete, so daß das Publicum begonnen hatte, es als eine Maxime zu betrachten. Der Adel stellte das kranke Glied vor, dessen Ablösung so gebieterisch nothwendig sei, und der Vergleich wurde von nur zu vielen Umständen begünstigt.

Gerald stand in einem Alter, wo Feuer und Kühnheit einen tieferen Einfluß ausübten als ruhige Ueberzeugung. Die Männer von warmen, feurigen Impulsen, leidenschaftlichen Worten und verzweifelten Thaten üben stets eine mächtige Gewalt auf die Jugend, besonders wenn der Beeinflußte selbst durch zufällige äußere Umstände in der Lage einer Abenteurers ist. Die Sprache, welche er jetzt hörte, war dreist und bestimmt, sie enthielt weder Ausflüchte noch Verhüllungen. Die Männer, welche redeten, waren bereit, ihr Leben für ihre Worte einzusetzen, ja, sie würden noch lieber gekämpft als gepredigt haben. Ueberdies lag in ihren Plänen eine unbedingte Hingebung an die Sache. Das persönliche Vorwärtskommen nahm in ihren Zukunftsgebilden keine Stelle ein. Für Frankreich und

die Franzosen sollte Alles geschehen, nichts für eine Partei, nichts für eine Klasse. Auch das Ziel, nach dem sie strebten, war das Höchste; die Freiheit, nach welcher sie verlangten, sollte das Erbrecht eines jeden Menschen sein. Brissot, der neben Gerald saß, war vollkommen geeignet, seine Jugendbewunderung zu erregen. Sein langes, blondes Haar, seine sanften, blauen Augen, eine fast mädchenhafte Weichheit des Gesichts und im Contrast damit die feurige Gluth, womit er seine Ueberzeugungen aussprach, machten ihn so anziehend, daß Gerald bald an ihm Interesse gewann. Ueberdies sprach er mit der Kraft einer tiefen Ueberzeugung, die nie ihre Wirkung verfehlte. Es war sein inniger Glaube, daß sie Frankreich regeneriren würden, daß die so lange in Sclavenfesseln gehaltene, verderbte und entwürdigte Nation von ihnen befreit, aufgeklärt und erhoben werden würde. Er ließ sich nicht dazu herab, die materiellen Vortheile einer großen Revolution für Diejenigen in Betracht zu ziehen, die sie bewerkstelligen würden. Wie er sich ausdrückte, hatte Moses die Israeliten nicht blos in ein Land geführt, wo Milch und Honig floß, sondern in das Land, welches ihren Voreltern verheißen worden war, und das ein Erbtheil für ihre Kinder sein sollte.

Allerdings betrachteten ihn seine Kameraden als einen phantastischen, träumerischen Enthusiasten, der unausführbare Ideen hegte und zu große Hoffnungen in die Menschheit setzte. Aber sie sahen klug genug,

wie nützlich ein solches Element des Optimismus war, um der Masse ihrer gefährlichen Lehren Würze zu verleihen, und wie die Ideen eines solchen Mannes dazu dienten, um die Färbung ihrer eigenen zu erhöhen. Während das Gespräch um den Tisch seinen Fortgang nahm und die von dem Gegenstande erwärmten Redner mit jedem Momente kühner und lebhafter wurden, wendete Brissot seine Aufmerksamkeit ausschließlich Fitzgerald zu. Er entwarf ihm nicht nur ein Bild von den Männern, die sich um die Tafel vereinigt hatten, sondern charakterisirte auch mit wenigen leichten Pinselstrichen ihre Meinungen und Absichten.

Am Schlusse einer Beschreibung, worin er mit der rückhaltslosesten Freimüthigkeit gesprochen hatte, konnte sich Gerald nicht enthalten, ihn zu fragen, wie es komme, daß er so offen seine Meinungen gegen einen ihm vollkommen fremden Menschen ausspreche.

Brissot lächelte, antwortete aber nicht.

„Denn wenn man es bedenkt," fuhr Gerald fort, „so befinde ich mich im feindlichen Lager. Ich war Royalist und bin es noch jetzt."

„Aber es sind keine mehr vorhanden, mon cher, der König selbst ist keiner."

„Ich bin bereit, für den Thron zu sterben —"

„Es giebt keinen Thron, sondern nur einen alten Lehnstuhl, von dem die Vergoldung abgerieben ist."

„Auf alle Fälle ist das Recht vorhanden gewesen, ihn zu vertheidigen —"

„Das Recht auf das Leben, datirt von früher als das Recht auf die Herrschaft," sagte Brissot ernst. Und da er sah, daß er Gerald's Aufmerksamkeit erregt hatte, so erging er sich in dem Lieblingsthema seiner Parthei: den Leiden des Volkes. Brissot war den Meisten seiner Freunde darin unähnlich, daß er sich nicht über die Lasten und Verderbniß des Adels verbreitete. Er malte die Uebel der Armuth aus und die hoffnungslose Lage Derjenigen, die durch ihr Elend freundlos gemacht wurden.

„Wenn Sie nur die langmüthige Geduld der Armen, ihre eingewurzelte Hingebung gegen die über ihnen Stehenden, die schweigende Unterwürfigkeit, womit sie die Mühseligkeiten als ihr Erbrecht hinnehmen, kennten, so würden Sie an der Menschheit verzweifeln — unendlich mehr wegen der Demuth der Menschen als wegen ihrer Grausamkeit! Wir können sie nicht bewegen!" rief er. „Wir sind nicht schlimmer daran, als es unsere Väter waren, lautet ihre Antwort. Wenn jedoch die Stunde kommt, wo sie sich von selbst erheben —"

Gerald wollte nochmals von der Kühnheit solcher Bekenntnisse gegen einen Fremden sprechen, aber Jener unterbrach ihn.

„Nimmt der schiffbrüchige Seemann auf dem Floß Anstand, seine Hand nach dem Schwimmer neben ihm auszustrecken? Kommen Sie mit mir nach Hause, dort will ich mit Ihnen sprechen. Von diesen Män=

nern hier werden Sie nichts lernen. Da redet Marat wieder. Er hat nur einen Ton in seiner Stimme, und der ist der Schrei nach Blut!"

Während der stürmische Redner sich in dem Chaos seiner unzusammenhängenden Gedanken erging, Scenen des Blutbades und der Zerstörung heraufbeschwor und die Uebrigen ihn wie rasend beklatschten, schlich sich Brissot davon und winkte Gerald, ihm zu folgen.

Der Tag war angebrochen, ehe sie sich trennten, und als Gerald wieder in seine Wohnung gelangte, zerriß er die weiße Cocarde, die er lange als Erinnerungszeichen an seine Garde-du-Corpstage aufbewahrt hatte, in Stücken und streute dieselben aus seinem Fenster in die Winde.

Zweites Kapitel.

Das Depot de la Prefecture.

Gerald war kaum eingeschlafen, als er auch wieder von einem rauhen Lärm an seiner Thür geweckt wurde und beim Aufschauen das Zimmer von Gensdarmen in voller Uniform angefüllt sah. Unterdessen nähert sich ein Mann in einfacher schwarzer Kleidung dem Bett und fragte, ob er Gerald Fitzgerald heiße.

„Ein ehemaliger Garde du Corps und Refugee?" sagte der Fragsteller, welcher der Substitut des königlichen Procurators war. „Dies ist der Befehl, Sie zu verhaften, Monsieur," fuhr er fort.

„Darf ich fragen, auf welche Anschuldigung hin?" fragte Gerald schläfrig.

„Es ist eine ernste," antwortete Jener mit feierlicher Stimme, indem er auf gewisse Worte in dem Verhaftsbefehle deutete.

Gerald erschrak, als er sie las und sagte mit geringschätzigem Lächeln:

„Behauptet man, daß ich den Grafen Mirabeau vergiftet habe?“

„Sie befinden sich unter denjenigen, welche man dieses Verbrechens im Verdacht hat.“

„Ist er also vergiftet worden?“

„Der Bericht der Aerzte, welche den Körper untersucht haben, ist nicht ganz bestimmt. Es sind jedoch hinlängliche Gründe zu einer Untersuchung vorhanden. Sie werden sehen, daß ich Ihnen so viel gesagt habe, als ich darf — vielleicht noch mehr als ich sollte.“

Gerald wurde in seinem Zimmer allein gelassen, um sich anzukleiden und ging an's Werk, um seine Vorbereitungen mit geziemender Eile zu treffen. Der Befehl verwies ihr nach St. Pelagie, einem Gefängniß, welches damals für Diejenigen benutzt wurde, die großer Staatsverbrechen angeschuldigt waren. So schwer auch eine solche Anklage war, fühlte er doch in der Thatsache ihrer Ungerechtigkeit einen Grad von mächtiger Energie, den er seit vielen Tagen nicht gekannt hatte. Wenn mitten unter Selbstanklagen und trüben Ahnungen eine unbegründete Beschuldigung kommt, so bringt dies ein gewisses Gefühl von Erleichterung mit. Wenn dies der Umfang meiner Schuldhaftigkeit ist, so kann ich stolz auf mein Benehmen sein — dies ist ein sehr befriedigendes Urtheil für das eigene Herz. Er würde allerdings größeren Trost in der Betrachtung gefunden haben, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß es ein häufig vorkommender Kunst=

griff jener Zeit war, Menschen mit Verbrechen zu beschuldigen, an denen sie keinen Theil hatten, um Zeit und Gelegenheit zu erlangen, sie in eine begründete Anklage zu verwickeln. Man sendete sehr Viele nach Vincennes, von denen man nie wieder etwas hörte, und was war im Nothfall leichter, als einen Mann gleich ihm, der weder Familie noch Freunde besaß, auf die Seite zu schaffen?

Obgleich er dem Namen nach nach St. Pelagie bestimmt war, befanden sich doch daselbst bereits so viele Gefangene, daß Gerald nach dem Depot de la Prefecture geführt wurde — einer schauerlichen Höhle, worin Mörder, Missethäter, politische Verbrecher und Diebe ohne Unterschied zusammengedrängt wurden, bis die Zeit Gelegenheit gewährte, sie von einander zu scheiden. Es war ein langer Saal, der auf zwei Reihen von steinernen Säulen ruhte und auf beiden Seiten hölzerne Britschen hatte, während zwischen ihnen ein Raum, den man die Straße nannte, frei gelassen war. Vier schmale Fenster nahe an der Decke ließen ein spärliches Licht in diesen düsteren Raum fallen, wo bereits mehr als achtzig Gefangene verwahrt wurden. Sie hatten sich mit einem gewissen Einverständniß unter sich — denn es gab keine anderen Weisungen — in drei verschiedene Klassen getheilt, von denen sich jede von den Uebrigen abgesondert hielt. Diejenigen, welche todeswürdige Verbrechen begangen hatten oder solcher angeschuldigt waren, nahmen den

ersten Rang ein und übten eine allgemeine Herrschaft über Alle. Die von ihnen eingenommene Gegend wurde „das Nest“ genannt, sie selbst aber „die Zugvögel.“ Die politischen Verbrecher versammelten sich in einer Ecke, welche „die Meinung“ genannt wurde, und die Uebrigen — die große Mehrzahl — hießen „die Kothseelen.“

Gerald hatte kaum die Schwelle dieses dunklen Kerkers überschritten, als sich die Thür hinter ihm schloß und er sich in fast gänzlicher Finsterniß sah. Das schwere Athmen einer Anzahl schlafender Menschen und das leise Murmeln Anderer, die plötzlich erwacht waren, bewies ihm, daß der Kerker bereits angefüllt war, obgleich er bis jetzt noch nichts unterscheiden konnte. Da er sich nicht von der Stelle zu bewegen wagte, so wartete er geduldig, bis er in dem kalten grauen Lichte des anbrechenden Tages das Schauspiel vor sich betrachten konnte. Man gestattete ihm nicht lange, sich dieser Umschau hinzugeben, denn als die Schlafenden erwachten und ihn wahrnahmen, wurde der allgemeine Ruf erhoben, ihn zu dem Prevot zu bringen, um classificirt zu werden. Gerald gehorchte dem Befehle und ging langsam die schmale Straße hinab bis an das Ende des Saales, wo ein alter Mann saß oder vielmehr lag, dessen Einkerkerung seit mehr als vierzig Jahren datirte. Er war vollkommen blind und durch Alter und Rheumatismus so gebrechlich, daß er beinahe hülflos war. Trotzdem war seine

Stimme voll und gebietend und ihre Töne hallten in dem ganzen Gefängniß wieder. Nach einer kurzen routinemäßigen Anrede, worin dem Neuangekommenen mitgetheilt wurde, daß er zur geziemenden Uebung der Disciplin, die in allen menschlichen Gesellschaften erforderlich sei, den Gesetzen des Ortes Gehorsam geloben müsse, und, nachdem er dies gebührendermaßen versprochen und es dadurch beschworen, daß er eine Handvoll Stroh auf seinen Kopf legte, wurde ihm gesagt, daß er sich setzen möge, während er in's Verhör genommen wurde.

„Sie wissen nicht, wo Sie geboren sind?" sagte der Prevot, „und doch nennen Sie sich einen Edelmann! Meinetwegen. Und nun Ihre Anschuldigung — was ist es?"

„Man klagt mich an, Mirabeau vergiftet zu haben."

„Und würde das ein Verbrechen genannt werden?" sagte der Eine.

„Ich möchte wissen, gegen wen das ein Vergehen sein könnte," sagte ein Anderer. „Weder gegen den König, von dem er abgefallen war, noch gegen das Volk, das er verrathen hatte."

„Still! — Still im Gerichtshofe!" rief der Prevot. Dann wendete er sich wieder zu Gerald und fuhr fort: „Zu welchem Zwecke haben Sie ihn getödtet?"

„Ich habe ihn nicht vergiftet -- ich bin unschuldig," sagte Gerald ruhig.

„Das sind wir Alle," sagte der Prevot salbungsvoll; „fleckenlos, wie der frischgefallene Schnee. Wer war das Frauenzimmer, welches Sie zu der That überredet hat — nennen Sie uns ihren Namen!"

„Es ist kein Verbrechen begangen worden und hat also auch keinen Veranlasser geben können."

„Junger Mann," sagte der Prevot feierlich; „wir kennen hier nur ein Capitalverbrechen, und dies ist die Verhehlung. Seien Sie daher offen und furchtlos."

„Ich weiß nicht gewiß, ob ich dieses Verbrechen hier gestanden haben würde, wenn ich es begangen hätte, da ich es aber weder gethan noch jemals daran gedacht habe, so wiederhole ich Ihnen hier nochmals, daß ich nichts davon weiß."

Mit einem für sein Alter wahrhaft wunderbaren Scharfsinne und mit einer Intelligenz, die noch viel von ihrer früheren Feinheit bewahrte — denn der Prevot war der erste Advocat in Lyon gewesen — fragte er Gerald über das aus, was zu der Anklage geführt hatte. Theils, um seine eigenen Untersuchungsfähigkeiten zu zeigen, theils aber auch, weil die Antworten des Jünglings seiner Geschichte Interesse ertheilten, setzte er das Verhör ziemlich lange fort. Auch war Gerald nicht abgeneigt, offen über sich zu sprechen. Es war eine gewisse Erleichterung nach der trübseligen Isolirtheit, worin er seine Tage verlebt hatte.

Auf einen Punkt kehrte der Alte fortwährend zurück, jedoch ohne Erfolg; nämlich, ob ihn nicht ein weiblicher Einfluß beherrscht — ob sein Herz nicht berührt sei und ob nicht eine geheime Triebfeder der Liebe seinem Charakter Färbung verliehen habe — das war immer noch ein Geheimniß.

„Kein Mann hat je gelebt, wie Sie es behaupten," sagte der Prevot. „Wer Jean Jacques liest, lebt wie Rousseau; wer sich in Diderot vertieft, benimmt sich als Fatalist."

„Genug davon," rief eine rauhe Stimme. „Gehört er zu uns oder nicht?"

Der Fragende war ein Zugvogel, der sich ungeduldig nach dem Momente sehnte, wo der Neuangekommene sein Eintrittsgeld bezahlen würde.

„Er gehört nicht zu Ihnen, dessen können Sie versichert sein," sagte der Prevot, „und für jetzt soll er seinen Platz bei der „Meinung" haben."

Zufällig hatte ein am Tage vorher erfolgter Todesfall in dieser Abtheilung ein Bett freigelassen und zu diesem wurde Gerald jetzt mit gebührender Feierlichkeit geführt.

Wenn seine gegenwärtigen Genossen, „die Besten unter den Schlechten" um ihn her waren, so waren sie doch noch weit entfernt, nach seinem Geschmack zu sein. Es waren die gemeinsten Emissäre jeder Partei — die Agenten, welche zu allen Zwecken des Spionthums und der Bestechung gebraucht wurden. Sie

affectirten, so lange sie nüchtern waren, Treue gegen die Sache, der sie dienten, sobald sie sich aber mit Wein angefüllt hatten, gestanden sie ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen jede Partei, da sie zugaben, daß sie der Reihe nach von jeder Bestechung annahmen. Viele hatten sich zwar in den bessern Klassen der Gesellschaft bewegt, waren gebildet und von guten Manieren, aber selbst unter diesen herrschte die gleiche Sittenlosigkeit, das tiefste Mißtrauen gegen Alle und die Sucht, an allem Guten auf Erden und im Jenseits zu zweifeln.

Ein Paar von ihnen erinnerten sich Gerald in seinen Garde-du-Corpstagen gesehen zu haben und waren mehr als geneigt, ihn mit den Verleumdungen in Verbindung zu bringen, die über die Königin in Umlauf waren. Andere wollten ihn als einen Revolutionair im Costüm der Hofpartei betrachten, Keiner vertraute ihm und er lebte in einer gewissen stolzen Entfernung von Allen. Allerdings war ihm der Prevot geneigt und pflegte Stunden lang mit ihm zu plaudern. Ja, für den alten Mann selbst erschien der Umgang mit ihm als ein Glück. Jetzt erhielt er zum ersten Mal eine richtige Darstellung der großen Veränderungen „draußen“, wie er die Welt nannte, und hörte mit ziemlicher Genauigkeit, in welcher Lage sich Frankreich damals befand.

Das Gefühl der Entrüstung über eine grundlose Anklage, die Grausamkeit einer Einkerkerung auf bloßen

Verdacht hin hatte schon längst aufgehört auf Fitzgerald zu lasten, und eine träumerische Apathie, die wahre Gleichgiltigkeit des Gefängnisses, bemächtigte sich seiner. Er füllte seine Tage damit aus, halb schlafend auf seinem harten Bett zu liegen, sich gebückt nieder zu setzen, gleichgiltig nach dem kleinen Fleckchen blauen Himmel zu schauen, den man durch das Fenster sah, die Namen zu buchstabiren, welche frühere Gefangene an den Wänden eingekratzt hatten, und zum tausendsten Male die Risse in den feuchten Wänden zu zählen. Seine Nächte waren noch trauriger und wurden von peinlichen Träumen gequält, die nur durch den Schauer beim Erwachen in einem Kerker verscheucht wurden.

In Zwischenräumen von acht bis vierzehn Tagen liefen Befehle ein, daß dieser oder jener Gefangene dem Marschall des Tempels übergeben werden solle — Niemand wußte, zu welchem Zwecke, obgleich alle das Schlimmste vermutheten, da man Keinen zurückkehren sah. Und so verstrich ein Monat nach dem andern. Tod und Versetzung thaten ihr Werk, bis schließlich Gerald der älteste Verhaftete in der Abtheilung der Meinung war.

Die Gleichgiltigkeit seiner Stimmung war so groß, daß er zwar die Stimmen um sich her vernahm, und sogar zuweilen versuchte, dem zu folgen, was sie sagten, aber keinen Sinn daraus ziehen konnte. Mitunter schienen ihn die Töne nur zu ermatten — sie wirkten

wie ein tiefes, eintöniges Geräusch auf ein müdes Gehirn. Zuweilen verursachten sie ihm die höchste Aufregung und trieben ihn zu einem Zorne an, den er nur mit Mühe beherrschen konnte. Dann wieder erfüllten sie ihn mit einem solchen Kummer, daß er stundenlang weinen konnte. Wie die Zeit verstrich, was er selbst in frühern Jahren gewesen, wo und wie und mit wem er gelebt, kehrte nur in kurzen Zwischenräumen in sein Gedächtniß zurück, wie die Scenen eines beweglichen Panorama's, die in dem einen Augenblicke vor uns und im nächsten wieder verschwunden sind. Mitunter bildete er sich auch ein, daß er eine Menge von gesonderten Existenzen durchlebt und eben so viele Male gestorben sei, und dann wunderte er sich, in welchem von diesen Zuständen er im jetzigen Momente sein möge.

Seine phantastischen Reden, seine ungereimten Antworten auf Fragen, die unzusammenhängenden Dinge, die er sagte, stempelten ihn unter seinen Mitgefangenen als des Verstandes beraubt; und es lag in der Ansicht allem Anscheine nach auch keine große Ungerechtigkeit. Wenn die zufällige Erwähnung eines Namens, den er ehemals gekannt hatte, ihn aufregte, so schienen seine Bemerkungen die eines irren Geistes zu sein. Da er mit den verschiedensten und einander fern liegendsten Personen bekannt gewesen zu sein schien, wurde es sogar zu einer Art von Gefängnißscherz, ihn zu fragen, ob er nicht diesen oder jenen Mann gekannt

habe, wobei man Personen erwähnte, von denen es am unwahrscheinlichsten war, daß er sie je gesehen habe.

„Da ist wieder einer von Ihren Freunden hin, Maitre," sagte einer zu ihm. „Man hat diesen Morgen Brissot guillotinirt. Sie haben ihn sicherlich gekannt, er war der Redacteur des Droit du Peuple."

„Ja, ich habe ihn gekannt. Der arme Brissot!" seufzte Gerald.

„Wie sah er aus, Maitre? War er kurz und dick und hatte er einen Bart wie ich?"

„Nein, er war blond und von sanftem Aussehen."

„Parbleu! Das war gut gerathen!"

„Und ebenso gutherzig, wie er aussah," murmelte Gerald.

„Er ist mit Guadet, Gensonné, Louvet und einem andern Moralisten gestorben. Sie haben sicherlich die Meisten von ihnen gesehen?"

„Ja, auf Guadet und Gensonné besinne ich mich; Louvet habe ich vergessen. Hatte er eine Narbe an der Schläfe?"

„Die hatte er. Sie rührte von einem Säbelhieb bei einem Duell her," worauf er flüsternd hinzufügte: „Er ist nicht der wahnsinnige Narr, für den Ihr ihn haltet."

„Sie waren in früheren Zeiten wohl Gabriel Requetti?" fragte ein Anderer ernsthaft.

„Nein — das heißt — ich nicht, aber — ich habe vergessen, wie es war — wir waren — ich werde mich später darauf besinnen."

„Ei, Sie haben mir erst vor wenigen Tagen erzählt, daß Sie Mirabeau wären."

„Nein, nein," sagte ein Anderer. „Er sagte, er sei Alfieri — ich war zugegen."

„Mirabeau hat langes, straffes Haar; es war nicht weich, wie das meine," sagte Gerald. „Wenn er es zurückschüttelte, so pflegte er zu sagen: „Ich werde Ihnen den Eberkopf zeigen."

„Ja, er hat Recht, das war eine Lieblingsredensart Mirabeau's," flüsterte ein Anderer.

„Und sie sind jetzt Alle hier," sagte Gerald mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, Maitre, allesammt. Sämmtliche Girondisten, sämmtliche Freunde der Freiheit, alle die gutherzigen Männer, welche die Menschen als ihre Brüder liebten, aber die Guillotine lieber hatten, als die Menschen."

„Und Vergniaud und Fonfréde haben Sie doch sicherlich gekannt?"

Gerald schüttelte den Kopf.

„Es war ihr Freund Robespierre, der sie an das Messer geliefert hat."

Gerald schrak zusammen und bemühte sich zu verstehen, was gesprochen wurde.

„Fragen Sie ihn über die Gabrielle," flüsterte ein Anderer.

„Was ist mit der Gabrielle? Sie war Marietta!" rief Gerald wild.

„Sie konnte es wohl gewesen sein, wir haben sie nur so gekannt, wie sie vor unseren Augen figurirte. Im vergangenen November war sie Göttin der Vernunft."

„Nein, nein, das leugne ich," rief ein Anderer. „Die Gabrielle war schon vorher aus Frankreich entflohen."

„Ich wiederhole es, sie war die Göttin der Vernunft," sagte der Andere. „Sie, die tief zu erröthen pflegte, wenn man sie nach dem Schauspiele vorführte, um den Beifall des Publicums zu empfangen, sie stand schamlos vor dem Pöbel auf den Stufen des Pantheons."

„Und ich sage Ihnen, daß ihr Name Maillard war. Es war leicht genug, sie für die Gabrielle zu halten, denn sie besaß dasselbe lange gewellte hellbraune Haar."

„Marietta's Haar war schwarz wie die Nacht," murmelte Gerald. „Auch ihre Gesichtsfarbe war das tiefe Olivenbraun des fernen Südens und des Stammes, dem sie angehörte. Ich muß es wohl wissen,"

fügte er laut hinzu, „wir sind manche schöne Weile zusammen durch die Apenninenthäler gewandert.“

Der mitleidige Blick, welchen sie auf ihn warfen, bewies, wie sie diese Erinnerungen an die Vergangenheit aufnahmen.

„Wer von Euch hat es gewagt, Böses von ihr zu sprechen?“ rief er plötzlich, als ein Lichtblick des Verstandes seine Träume durchschoß. Waren Sie es? — oder Sie? — oder Sie?“

„Das sei fern von mir,“ sagte Courtel, ein junger Wüstling der Jacobinerpartei. „Ich bewundere sie sehr, sie besitzt Glieder, die ein Bildhauer anbeten könnte, und wenn dieses armselige Bild auch nur eine Idee von solchen Vollkommenheiten giebt, so ist es doch ganz und gar nicht unähnlich.“ Bei diesen Worten zog er zarten Kupferstich hervor, welcher die Göttin der Vernunft vorstellte, wie sie unverschleiert und beinahe unbekleidet vor der Volksmenge gestanden hatte.

Gerald warf nur einen Blick auf das unziemliche Portrait und dann bemächtigte er sich desselben mit einem Sprunge und riß es in Stücken. Die That schien die ganze schlummernde Leidenschaftlichkeit seiner Natur geweckt zu haben, denn im nächsten Momente packte er Courtel bei der Kehle und suchte ihn zu erwürgen. Er wurde nur durch einen heftigen Kampf von den Uebrigen frei gemacht und Gerald zerschlagen und gequetscht auf sein Bett zurückgeworfen.

Seit dieser Unglücksstunde hielten sich alle Kameraden Gerald's von ihm fern. Er war in ihren Augen nicht mehr das arme harmlose Wesen, für das sie ihn gehalten hatten, sondern ein gefährlicher Tollhäusler. Von jetzt an war sein Leben eine ununterbrochene Einsamkeit. Kein Wort der Güte oder Theilnahme schlug an sein Ohr. Die kleinen Bruchstücke erfreulicher Nachrichten, welche Andere mit einander austauschten, theilte Keiner mit ihm und er versank in einen beinahe lethargischen Zustand. Es war jedoch kein geringes Vorrecht, schlafen zu können, während Millionen um ihn her ihre Blutorgien feierten, während Todesrufe und Rachejauchzen sich zu einem unabläßigen lauten Getöse vermischten und das eintönige Fallen des Guillotinebeils nie aufhörte. Der Schlaf war in der That eine Wohlthat, wo das wache Ohr und Auge nichts als Klänge und Schauspiele des Entsetzens wahrnahm. Welch ein Segen war es, nicht nach der Straße zu horchen, wenn sie unter dem Todeskarren erzitterte, der unter den Schlachtopfern stöhnte, womit er überfüllt war! Sie nicht mit gesenkten Häuptern und herabhängenden Armen hin und her schwanken zu sehen, wenn sie das grobe Plankenfuhrwerk durchschütterte! Kein Auge zu dem grausamen Pöbel zu erheben, dessen Spottgeschrei sie ververfolgte und der nur für Denjenigen bewillkommende Worte hatte, der ihnen blaß, hart und ruhig auf einem

niedrigen rothangestrichenen Wagen folgte — dem Scharfrichter! Die Erde war so von Blut gesättigt, daß man mit den Worten eines Conventsmitgliedes sagte: „Wir werden bald fürchten, das Wasser aus unseren Brunnen zu trinken, denn es könnte mit dem Blute unserer Brüder gemischt sein.“

Aus diesem tiefen Schlummer, worin er kein Maaß für die Zeit behielt, erweckte ihn eine laute betäubende Erschütterung. Es war das Getöse des Pöbels, der die Gefängnißthüren erbrochen hatte und den Gefangenen Freiheit verkündete. Robespiere war an jenem Morgen guillotinirt worden, die Schreckensherrschaft war vorüber und ganz Paris erwachte mit Entzücken aus seinem furchtbaren Bluttraume und wagte es, wieder frei zu athmen. Der Freudenjubel, welcher ausbrach, glich dem Schrei des Entzückens, den ein begnadigter Verbrecher ausstößt.

Unter jener unendlichen Menge gab es nur Wenige, die nicht mehr Sympathie mit jener Freude fühlten, als Gerald Fitzgerald. Unter den Gefangenen gab es außer ihm keinen, der nicht von einer Heimath oder von Freunden bewillkommnet worden wäre. Vielen kamen liebende Verwandte entgegen, als sie heraustraten, und schlossen sie in ihre Arme. Man sah dort Mütter und Gattinnen, Schwestern und Brüder; Kinder sprangen an die Brust ihrer

Väter und auf allen Seiten vernahm man Worte der Liebe und des Segens.

„Wer ist der arme kränkliche Mann dort, der mit gesenktem Kopfe allein hinschleicht?“ flüsterte ein frohes Mädchen an der Seite ihres Bruders.

„Das ist der Maitre Fou!“ sagte er gleichgültig. „Ich glaube kaum, daß er weiß, wohin er geht.“

Drittes Kapitel.

Pater Massoni in seiner Zelle.

Kehren wir jetzt nach Rom zurück. Der Pater Massoni saß allein in seinem kleinen Studirzimmer. Eine kleine Schirmlampe stand neben ihm und warf ihr Licht nur auf seine magere, abgezehrte Gestalt, die in das lange bis zu den Füßen zugeknöpfte Gewand von schwarzem Wollenzeug gekleidet war. Die eine magere Hand mit den blauen Adern ruhte auf seinem Knie, die andere war in die Brust seines Gewandes gesteckt. Draußen war es wilde stürmische Nacht. Von Zeit zu Zeit wurden Regenmassen gegen das Fenster getrieben und die Windstöße heulten über den weiten Raum der Campagna hin. Blaue Blitze durchzuckten das düstere Zimmer, während der Donner unabläßig unter den mächtigen Ruinen des alten Roms rollte. Der Pater hatte lange Zeit so bewegungslos und allem Anscheine nach erwartungsvoll dagesessen. Einige Bücher und eine ausgebreitete Landkarte lagen neben ihm

auf dem Tische. Aber er wandte sich nicht zu ihnen, sondern blieb fortwährend in der gleichen Stellung, die er nur änderte, wenn er den Kopf senkte, um aufmerksamer auf den Lärm außerhalb des Gebäudes zu lauschen. Endlich stand er auf und schritt in einen kleinen, achteckigen Thurm, zu dem man aus der einen Ecke seines Gemaches gelangte, und schloß hinter sich die Thür. Ein paar Secunden lang stand er in vollkommener Finsterniß da, plötzlich aber erhellte ein starker Blitz die ganze Luft und erleuchtete die öde Campagne auf Meilen weit, während er jeden einzelnen Gegenstand in dem kleinen Thurmesgemach grell hervortreten ließ. Er benutzte das Licht, um zu den Fenstern zu schreiten und sie zu öffnen, worauf er dieselben sorgfältig an der Wand befestigte. Hierauf setzte er sich an dem offenen Fenster nieder, schlug das Gewand dichter um sich und zog die Kapuze über das Gesicht. Der Sturm wurde immer stärker, mehr als eine düstere alte Säule schwankte bis an ihren Fuß — mehr als eine düstere Ruine erbebte, wenn mit Stößen, die dem Kanonendonner glichen, der Wind alle seine Kräfte gegen sie schleuderte. In eben solchen Stößen strömte der Regen herab und plätscherte auf der Ebene nieder, wo er einen Schall hervorbrachte, der dem der Brandung glich, deren Schaum vom Sturme dahingetrieben wird. Der Klang der Glocken in der Stadt verhallte gänzlich und alle bis auf die in der Peterskirche wurden vom Sturme übertäubt.

Die große Glocke der mächtigen Kuppel sendete ihren Klang jedoch stolz über den Kampf der Elemente hin und schlug drei, und als der Pater die Schläge zählte, stieß er einen müden Seufzer aus. Während der letzten Stunde waren die Blitze seltener und seltener geworden und statt der weit ausgebreiteten Landschaft der offenen Campagna, die von Dörfern übersäet und von Straßen durchschnitten war, und die plötzlich mit einer auffallenderen Helligkeit als am Mittag vor ihm sichtbar geworden war, hatte sich jetzt Alles in eine undurchdringliche Finsterniß gehüllt, die nur in seltenen Zwischenräumen und mit einem schwachen und ungewissen Schimmer unterbrochen wurde.

Warum späht er so eifrig durch die Nacht? Warum neigt er bei jedem Schwächerwerden des Sturmes das Ohr zum Lauschen? Und warum sind seine Augen, wenn die Blitze aufleuchten, stets nach der Landstraße gerichtet, die nach Viterbo führt? Für ihn sind doch sicherlich keine Bande der Verwandtschaft, keine Neigungen des Herzens die Beweggründe, die ihn so gefesselt halten — er besitzt weder Weib noch Kind, deren Ankunft er so gespannt erwarten sollte? Was kann es also sein, das diese fieberhafte Spannung in ihm bewirkt hat, daß er bei jedem Windstoße zusammenschrickt und mit begierigerem Eifer hinhorcht?

„Diese Nacht wird er nicht kommen," murmelte er endlich vor sich hin; diese Nacht wird er nicht kommen und morgen ist es zu spät. Nächsten Mittwoch

reisen sie von hier nach Gaeta und es können Wochen, ja Monate vergehen, ehe sie zurückkehren. So geht es stets. Wir bemühen uns und complottiren und machen Pläne, und doch ist es nur eine Frage der Sekunde, ob die Miene im ersten Augenblick springt. Der Verzug ist unerklärlich," sagte er nach einer Pause. „Sie haben Sienna am vergangenen Sonntag verlassen, und selbst zugegeben, daß, hätten sie langsam reisen müssen, sie gestern hier sein mußten. Was das für ein Unglück ist! Ich hatte den Cardinal endlich — und nach wie viel Arbeit überredet und überzeugt verlassen. Er stimmte Allem bei. Wenn der junge Mann diese Nacht angekommen wäre, so hätte sich daher Se. Eminenz für das Unternehmen verbindlich machen müssen. Ja, er wird selten in kürzerer Zeit als zwei Tagen andern Sinnes!" Er schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit einer Stimme voll tieferer Bewegung: „wenn es nothwendig gewesen wäre, uns zu lehren, wie gering all unsere Weisheit ist — wie arm und schwach und machtlos wir sind — so können wir die Lehre durch die Thatsache erhalten, daß Minuten über Schicksale entscheiden, während ganze Lesensläufe des Beobachtens nicht das geringste Ereigniß beherrschen können!" In diesem Augenblicke erhellte ein greller Blitz die ganze Ebene und zeigte auch meilenweit jeden Gegenstand der weiten Fläche. Der Pater schrak zusammen, beugte sich begierig über das Fenster hinaus und heftete seine Augen auf die Landstraße noch Viterbo. Eine

zweite Minute, ja vielleicht eine weitere Sekunde wäre genug gewesen, um ihn zu überzeugen, daß er richtig gesehen habe, schon aber war es wieder dunkel und die dichten Gewitterwolken schienen sich bis zur Erde herabzusenken. Als das leise Murren des Donners endlich verklang, schien die Luft etwas weniger dicht zu sein und jetzt konnte der Pater ein schwaches Licht in der Nacht schimmern sehen, welches in Zwischenräumen erschien und verschwand, je nachdem sich der Boden erhob oder senkte. Er erkannte es schnell als eine Wagenlampe und schloß mit einer glühenden Bitte zum Himmel, daß es der Verkünder Derjenigen sein möge, auf die er warte, das Fenster, worauf er in sein Studirzimmer zurückkehrte.

Wenn das Gesetz, welches dem Priester zu einem Leben der Absonderung und Entfernung von allen menschlichen Neigungen verdammt, streng und unbarmherzig ist, so liegt, wie Viele es betrachten würden, eine erhabene Ausgleichung in der Unermeßlichkeit des Ehrgeizes, der auf diese Weise den von ihren Genossen getrennten Männern angeboten wird. Diese Männer schwingen sich hoch über die Sorgen und Beängstigungen empor, die durch ihren Egoismus kleinlich gemacht werden, heften ihr betrachtendes Auge auf die großen Ereignisse der Welt, und in einem Geiste, der noch ungeborene Geschlechter umfaßt; ohne von den Empfindungen, die Andere beherrschen, beeinflußt, ohne von den Wünschen, die sie lenken, berührt zu werden, kön=

nen sie unter der ganzen Menschheit allein die Gegenstände ihres Ehrgeizes ohne selbstsüchtige Interessen verfolgen. Die Vergrößerung der Kirche, die Ausbreitung und Herrschaft des katholischen Glaubens haben eine Sache gebildet, die seit Jahrhunderten die größten Geister und die hingebendsten Herzen ihrer Anhänger in Anspruch genommen hat. Unter diesen hat es Viele von höherer Stellung gegeben als Massoni, viele Gelehrtere, viele Beredtere, deren Einfluß sich weiter erstreckte, aber Keinen, der der Sache eine stetigere Hingebung geschenkt und der bereitwilliger gewesen wäre, Alles — ja das Leben selbst — zu ihrer Unterstützung daran zu wagen. Er war Jahrelang von der päpstlichen Regierung als geheimer Agent bei den verschiedenen Höfen von Europa verwandt worden. Er war in Spanien, in Oesterreich, in Frankreich und den Niederlanden gewesen. Er hatte England durchreist und beinahe ein Jahr in Irland gelebt. Mit den modernen Sprachen vertraut und eben so gut mit den verschiedenen Formen der europäischen Regierungen bekannt, war er ein Mann, dessen Ansicht bei jeder politischen Frage ein großes Gewicht hatte. Viel zu schlau, um diese Kenntniß zu seiner Erhebung zu benutzen, da sie im höchsten Falle zu einer geringeren Würde daheim oder einem kleinen Nunciate im Auslande geführt haben würde, weihte er sich dem Dienste des Cardinals Caraffa, eines Mannes von ungeheurem Reichthum, hoher Familie, übermäßigen Ansprü-

chen, aber von so schwachem und der Schmeichelei so zugänglichem Verstande, daß er Sclave Derjenigen war, die bei ihm Zutritt hattten. Se. Eminenz erkannte alle Vortheile, die sich aus einer solchen Verbindung ziehen ließen. Welcher Punkt auch die Consulta beschäftigen mochte, so ließ er sich doch stets vollkommen von seinem geheimen Rathgeber darüber belehren, und er wurde so getreu und geschickt bedient, daß die übrigen Cardinäle das Geheimniß ihrer Vertrautheit nicht ergründen konnten. Caraffa sprach von Massoni als von einer Person, von der er allerdings gehört habe, einem zuverlässigen und ziemlich gelehrten Manne, aber das war Alles. „Er hatte ihn auch hier und da gesehen und zuweilen mit ihm gesprochen!“

Was den Pater betraf, so kam der Name Sr. Eminenz nie anders als in Verbindung mit denen anderer Cardinäle über seine Lippen. In der That kannte er nur wenige große Leute, ihre Gewohnheiten paßten wenig zu seiner bescheidenen Lebensweise und er besuchte nie die großen Gesellschaften der Kirchenfürsten, noch zeigte er sich in ihren Salons. Dies war in kurzen Worten der Charakter des Jesuitenpaters, der jetzt in einem Zustande fieberischer Ungeduld, wie er ihn selten erlitt, in dem kleinen Studirzimmer auf und ab ging. Endlich erscholl das dumpfe Rollen eines Wagens in dem Hofe; man vernahm das Klirren eines herabgeschlagenen Trittes und bald darauf den Schall heranahender Füße im Corridor.

„Sind sie gekommen? Ist es Carrol?“ rief der Pater, indem er die Thür seines Gemaches weit aufriß.

„Ja, hochehrwürdiger Rector,“ sagte eine volle wohllautende Stimme, und ein kleiner, rothbäckiger Mann in den besten Jahren trat ein und küßte demüthig die ausgestreckte Hand Massoni's.

„Wie lange haben Sie mich warten lassen, Carrol!“ sagte der Pater hastig. „Haben Sie ihn mitgebracht? Ist er bei Ihnen?“

„Ja, er ist in diesem Augenblicke unten im Wagen, aber so müde und erschöpft, daß es ihm besser wäre, wenn Sie ihn diese Nacht nicht mehr sähen.“

Massoni überlegte und sagte nach einem Momente:

„Wir haben keine Zeit, ja keine Stunde wegzuwerfen, Carrol. Je eher ich den jungen Mann sehe, desto besser werde ich darauf vorbereitet sein, von ihm gegen Se. Eminenz zu sprechen. Ein paar Worte, um ihn zu bewillkommnen, werden für mich hinreichen. Ja, lassen Sie ihn kommen, es wird am besten sein.“

Carrol verließ das Zimmer und man hörte ihn nach einigem Verzug zurückkehren. Neue langsame Schritte waren von dem müden Gange eines mit Schwierigkeit Dahinschreitenden begleitet. Massoni riß die Thür auf, und als das Licht hinausfiel, schrak er beinahe vor der Gestalt, die er vor sich sah, zurück. So blaß und abgezehrt auch der Fremde aussah, war die Aehnlichkeit mit Carl Edward doch geradezu

erschreckend. Derselbe leuchtende Schimmer der dunkelblauen Augen, dieselbe feingeformte Stirn, die gleiche fast weibliche Weichheit des Ausdrucks um den Mund, und mehr als alles dies die Art, wie er den Kopf etwas nach hinten und mit leicht erhobenem Kinn trug, zeigte das Abbild des Prinzen.

Massoni bewillkommnete ihn mit höflichem achtungsvollen Tone und führte ihn zu einem Stuhle.

„Dies ist eine Begegnung, welche ich lange und glühend gewünscht habe,“ sagte der Pater mit der Stimme eines Mannes, dem die Künste des Höflings nicht unbekannt waren; „und ich bin auch nicht der Einzige, welcher von diesem Wunsche beseelt gewesen ist.“

Ein schwaches, halb dankbares, halb überraschtes Lächeln erwiderte seine Rede und Carrol beobachtete mit peinlicher Spannung selbst dieses Zeichen des Erkennens.

„Der Chevalier ist jetzt angestrengt, ehrwürdiger Vater,“ sagte er. „Seine Bemühungen, unsere Wünsche zu erfüllen, haben ihm viel Anstrengung und Ermattung verursacht. Wir sind seit Geneva Tag und Nacht gereist.“

„Er hat uns durch diesen Eifer nur ein um so stärkeres Pfand seiner hohen Verdienste gegeben. Darf ich Ihnen Erfrischungen anbieten?“ sagte er hastig, als ihm die Blässe des jungen Mannes auffiel.

Eine sanft verweigernde Geberde lehnte das Anbieten ab.

„Soll ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen?“ fragte der Pater, indem er aufstand und eine Thür öffnete, die in ein anstoßendes kleines Gemach führte. „Mein Diener wird Ihnen zu Gebote stehen.“

„Nein,“ sagte der junge Mann schwach, „wir wollen unsere Reise fortsetzen. Ich will nicht eher ruhen, als bis ich Rom erreiche.“

„Aber wir sind in Rom. Wir befinden uns am Ende unserer Reise,“ sagte Carrol.

Der junge Mann hörte die Worte ohne Bewegung und das gleiche trübe Lächeln umspielte seine Lippen.

„Er muß Ruhe und Pflege haben,“ flüsterte Massoni Carrol zu, und dann wendete er sich zu dem Jüngling, erfaßte seine Hand und führte ihn hinweg.

Nachdem der Pater ihn der Obhut eines treuen Dieners übergeben hatte, trat er mit geröthetem Gesicht und blitzenden Augen wieder in's Zimmer.

„Was für eine erbärmliche Täuschung ist das!“ rief er. „Ist dies der kühne verwegene Geist, von dem ich gehört habe? Sind dies die Gaben, welche für ein gefahrvolles Unternehmen passen sollen?“

„Er ist —“

„Er ist dem Tode nahe!“ fiel der Pater leidenschaftlich ein.

„Gestehen Sie wenigstens, daß er in jedem Zuge ein Stuart ist.“

„Ja, Carrol, selbst bis zu dem Worte „Mißgeschick“ welches in großen Buchstaben auf seine Stirn geschrieben ist.“

„Aber Sie sehen ihn vom Fieber und von langen Leiden abgezehrt. Er ist von einem Krankenbett aufgestanden, um diese anstrengende Reise zu unternehmen.“

„Weit besser wäre es gewesen, wenn er sein Bett gehütet hätte, bis ihn der Tod erlöste. Ich sage Ihnen, aus solchem Stoffe macht man keine Abenteurer und schon seine Erscheinung würde die Menschen entmuthigen.“

„Denken Sie an das, was er durchgemacht hat, Pater; an die Schreckensscenen, die er erlebt hat — das tägliche Blutbad, von dem er Zeuge war — er selbst zwei Mal wie durch ein Wunder von dem Schaffot gerettet — seine Tage und Nächte des Leidens in freundlosem Elend. Erinnern Sie sich ferner daran, wie wenig Hoffnung ihn bei alledem aufgeheitert hat. Wenn es jemals einen verlassenen und nothleidenden Menschen gegeben hat, so war er es.“

„Ich denke nicht an ihn, sondern an die Sache, der er hätte dienen sollen,“ sagte der Pater. „Und ich sage nochmals, daß dieser junge Mann den Ereignissen nicht gewachsen ist. Sein Vater besaß Fehler genug, um ein Dutzend Unternehmungen zum Scheitern zu bringen. Er war voreilig und unzuverlässig, aber seine Voreiligkeit nahm die Form des Muthes an und

gerade seine Unbeständigkeit hatte einen Anstrich von Vielseitigkeit. Die Menschen betrachtete er als ein Element der Hülfsquellen. Aber dieser kränkliche Knabe erinnert in seinen Zügen nur an jede Schwäche seines Stammes. Was können wir mit ihm anfangen?"

„Es haben schon Männer tapfer für Könige gekämpft, die ihrer Achtung wenigen Anhalt boten."

„Ja, Carrol, wenn der Thron feststeht, so schaaren sich die Menschen, um ihn aufrecht zu erhalten, auch wenn der Träger der Krone ihre Verehrung nur wenig verdient; aber wenn es die Frage ist, eine gestürzte Dynastie wieder aufzurichten — die eine Linie durch eine andere zu ersetzen, so erhält das Individuum eine unermeßliche Wichtigkeit. Seine persönlichen Eigenschaften nehmen die ganzen Verhältnisse von Ansprüchen an und die Menschen berechnen die Zukunft nach den Verheißungen der Gegenwart. Sagen Sie mir aufrichtig, was könnten Sie für eine Sache voraus verkünden, deren Vorkämpfer dieser Jüngling sein sollte?"

Carrol schwieg eine Zeitlang und sagte endlich:

„Sie haben mir einmal eine merkwürdige Geschichte erzählt, die ich nie vergessen konnte, die von Monsignore Saffi, dem Bischof von Volterra —"

„Ich weiß, worauf Sie sich beziehen — wie der einfältige Bischof der schlaueste der Cardinäle wurde. Ja, die Erhebung bewirkt dann und wann solche Wunder. Aber eben weil es Wunder sind, dürfen wir nicht auf ihre Wiederkehr rechnen."

„Ich möchte nicht sagen, daß dies nicht ein Fall wäre, um auf eine ähnliche Umwandlung zu hoffen; Diejenigen, welche Fitzgerald in seinen besseren, kräftigeren Tagen gekannt haben, beschreiben ihn als der kühnsten Thaten fähig, von Heroismus und einem grenzenlosen Ehrgeiz erfüllt, der von dem geheimsten Gefühle genährt wird, welches ihm zuflüstert, daß er zu hohen Thaten bestimmt sei. Dies sind Eingebungen, die nur mit dem Menschen selbst zu sterben pflegen."

„Wenn ich ihn anschaue, so mißtraue ich ihnen allen," sagte der Pater traurig.

„Sie sind sonst nicht so leicht entmuthigt."

„Leicht entmuthigt! — leicht entmuthigt! Das ist gegen mich ein seltsamer Vorwurf," sagte der Pater mit Ruhe und Selbstbewußtsein; „und ebensowenig ist dies der Charakter, den mir ganz Rom zuschreiben würde; aber warum bin ich nachhaltig in meinen Vorsätzen und standhaft in meinen Plänen? Weil ich vor der Betheiligung an einem Unternehmen die Mittel des Erfolges genau abwäge und alle Kräfte, die darauf einwirken können, in Betracht ziehe. Der kleinste Bach, der jemals einen Berg hinabgeströmt ist, besitzt durch die Wucht seines Sturzes Kraft. Wenn er sich aber durch eine Ebene geschlängelt hätte, so würde er ein bloßes Rinnsal gewesen sein. Dies ist eine Lehre, aus der wir Vortheil ziehen können."

Carrol antwortete nicht und Massoni bedeckte sein

Gesicht mit den Händen und schien sich in tiefe Gedanken zu versenken. Endlich sagte er: „Was war Ihr Vorwand, um ihn zur Rückkehr hierher zu veranlassen?“

„Der, Nachrichten von seiner Familie und seinen Verwandten zu hören.“

„Haben Sie gegen ihn angedeutet, daß es Personen von Rang und Stand seien?“

„Ja, von den allerhöchsten.“

„Wie hat ihn die Nachricht berührt?“

„Es war Anfangs schwer, ihn zu überzeugen, daß sie wahr sein könne. Ueberdies war er so oft durch falsche Nachrichten getäuscht und betrogen und zum Spielball listigerer Köpfe gemacht worden, daß es schwierig war, sein Vertrauen zu gewinnen. Auch gelang es mir nicht eher, bis ich ihm gewisse Umstände seines früheren Lebens erzählte, deren Richtigkeit er zugestand.“

„Ich hatte ihn mir weit verschieden von dem vorgestellt, was ich sehe. Wenn Carl Edward eine Tochter hinterlassen hätte, so würde sie diesem Menschen ähnlich gewesen sein.“

„Bei alledem ist gerade diese Aehnlichkeit von großem Werthe.“

„Was kommt darauf an, daß das Ding wie Gold aussieht, wenn es bei der ersten Berührung mit dem Reagens des Chemikers schwarz wird und seine Natur verräth?“

„Er kann noch mehr von einem Stuart sein, als sein Aussehen zeigt. Es ist zu voreilig, ihn nach dem zu beurtheilen, was wir jetzt sehen."

„Möge es so sein," sagte der Pater mit einer gewissen Resignation. „Wenn ich aber meine Geschicklichkeit im Lesen der Temperamente nicht verloren habe, so paßt dieser junge Mann nicht für unsern Zweck. Auf alle Fälle," fuhr er schneller fort, „braucht Se. Eminenz ihn noch nicht zu sehen. Genug, wenn ich sage, daß die Mühseligkeiten der Reise etwas Fieber erzeugt haben und daß er das Bett hüten muß. In einer Woche, oder vielleicht nach kürzerer Zeit werde ich entscheiden können, ob wir ihn verwenden dürfen. Ich habe keine Lust, jetzt ihre Nachrichten zu hören. Diese Täuschung meiner Hoffnung hat mich schwach gemacht. Aber morgen, Carrol, morgen wird der Tag uns und ich mir gehören, und nun gute Nacht und gute Ruhe."

Viertes Kapitel.

Der Cardinal bei seiner Andacht.

War die Nacht, welche der Zusammenkunft des Paters Massoni mit Carrol folgte, von tiefer Besorgniß erfüllt gewesen, so brachte der Morgen keine Erleichterung für seine Sorgen. Es war sein erstes, nach Fitzgerald zu fragen. Der junge Mann hatte nur wenig geschlafen, lag aber ruhig und ohne sich zu beklagen und allem Anscheine nach gegen den fremden Ort und die fremden Gesichter um ihn her gleichgiltig da. Der scharfblickende Diener Giacomo, der selbst ein untergeordnetes Mitglied des Ordens war, entdeckte schnell, daß er eine Geisterschütterung erlitten haben müsse und daß der Fall ein solcher sei, worin der bloße Arzt nur wenig Nutzen stiften könne.

„Er liegt still wie ein Kind da," sagte er. „Er spricht weder noch bewegt er sich; seine Augenlider sind halb über die Augen herabgesunken, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit in langen Zwischenräumen

einen leisen schwachen Seufzer aushauchte, so würde man kaum glauben, daß er lebt."

„Ich will ihn sehen," sagte der Pater und er öffnete leise die Thür und stahl sich geräuschlos in das Zimmer. Ein schwacher Lichtstreifen, der zwischen den zugezogenen Fenstergardinen hindurchfiel, beleuchtete das Gesicht des Jünglings und ließ es in der blassen Unbeweglichkeit, wie es Giacomo beschrieben hatte, wahrnehmen. Als der Pater sich neben dem Bett niedersetzte, machte er absichtlich einiges Geräusch, um die Aufmerksamkeit des Andern zu erregen, aber Gerald beachtete ihn nicht, blickte nicht einmal nach ihm hin. Massoni legte seine Finger an den Puls. Das Blut bewegte sich schwach, aber regelmäßig. Es war nichts vorhanden, was Fieber auf Aufregung verkündet hätte, nur die Beweise großer Erschöpfung oder Schwäche.

„Ich komme, um zu hören, wie Sie geruht haben," sagte der Pater mit einem Tone, den er sanft wie den einer Frauenstimme zu machen verstand, und um Sie in Rom zu bewillkommnen."

Ein schwaches, sehr schwaches Lächeln war die einzige Antwort auf diese Rede.

„Es ist mir bekannt, daß Sie viel Leiden und Gefahren erlebt haben," fuhr der Pater fort; „aber Ruhe und freundliche Pflege werden Sie bald wieder wohl machen. Sie befinden sich unter ihren ergebenen Freunden."

Die Antwort bildete eine schwache, wie zustimmende Bewegung der Augenbrauen.

„Vielleicht würde Ihnen das Sprechen hier peinlich sein, vielleicht strengt Sie schon das Hören meiner Worte an. In diesem Falle werde ich mich damit begnügen, zu Ihnen zu kommen und still neben Ihnen zu sitzen, bis Sie wieder stärker und wohler sind.“

„Sie — Sie,“ murmelte Gerald schwach und bemühte sich wie dankend zu lächeln.

Ein schnelles convulsivisches Zucken des Unmuthes zog sich über das blasse Gesicht des Paters, aber es verging so schnell, daß es ein Krampfanfall zu sein schien und im nächsten Momente waren die Züge so ruhig wie vorher. Und jetzt blickte Massoni schweigend auf die unbeweglichen Züge vor sich. Unter den verschiedenartigen Studien seines arbeitsamen Lebens war das der Medicin nicht vernachlässigt worden und jetzt begann er die Lage des jungen Mannes zu untersuchen und seine Symptome zu studiren. Die Krankheit war nicht die einer großen körperlichen Schwäche, wenigstens keiner größeren als der Erschöpfung, die eine vorgängige Krankheit hinterlassen hatte. Es war kein eigentliches Körperleiden vorhanden, wohl aber Zeichen eines weit tiefer sitzenden und weniger heilbaren Unheils. Es war die gedankenleere Miene — das halb bedeutungslose Lächeln — die stumpfe Mattigkeit nicht nur der Züge, sondern auch in der Art, wie er lag — Alles dies bot Veranlassung zu schweren Befürchtun-

gen. Die Anwesenheit dieser Zeichen ohne Begleitung von Krankheit verlieh dem Falle ein noch düstereres Aussehen und führte den Pater auf die Betrachtung, ob solche Eigenthümlichkeiten im Zusammenhange mit seiner Abkunft ständen. Die starke Aehnlichkeit, die der junge Mann mit den Stuarts besaß — und es gab wenige Familien, bei welchen die Unterscheidungszeichen auffallender hervorgetreten wären — veranlaßte Massoni, die Frage in Bezug auf diese zu betrachten. Sie waren in der That ein Geschlecht, dessen launische Impulse und unüberlegte Entschlüsse nur wenig Leitung von der Vernunft annehmen; aber dies waren nur Zeichen von Excentricität und nicht vom Wahnsinn. Konnte aber nicht die eine nur die Vorläuferin des Anderen sein, konnte nicht die schwache Urtheilskraft, welche für die alltäglichen Sorgen des Lebens hinreichte, in Zeiten größerer Prüfungen völlig untergehen? Während er auf diese Weise seine Folgerungen machte und seinen Gedanken nachhing, blieb er sitzen bis die Stunde schlug, welche für seine Audienz bei dem Cardinal angesetzt war.

Die Jahreszeit war noch nicht gekommen, wo die höheren Klassen sich in größerer Zahl in Rom einstellten und Massoni konnte sich ohne die Heimlichkeit, die er zu andern Perioden beobachten mußte, nach dem Palaste des Cardinals begeben. Dessenungeachtet hielt er es der Demuth, die er affectirte, angemessener, durch ein kleines Gartenpförtchen, welches auf den Pinteani-

schen Hügel ging, Einlaß zu suchen. Die kleine Thür ging auf und er trat in einen Garten, wie ihn nur Italien besitzt. Die Gärten von England sind wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüglichkeit ohne Gleichen, und der köstliche Wohlgeschmack ihrer Früchte und die vollkommene Ordnung und Nettigkeit, die in ihnen herrscht, stehen beispiellos in der Welt da. Auch die steife Ordnung des holländischen Geschmacks besitzt ihre eigene Schönheit und man sieht nirgends solche prächtige Farben in Blumentöpfen, solche herrliche Tulpen und Aurikeln. Aber in Italien herrscht eine üppige Verschmelzung von Kultur und Wildheit — ein Gemisch von Glanz und Einfachheit wie in den großen Sälen des Marmorpalasts an der Newa, wo der stolzeste Edelmann in seiner diamantenbedeckten Uniform neben dem einfachen Bojaren in seinem Pelze steht. So ist es auch in dem „goldenen Lande.“ Der Cactus und die Mimosa, die Orange und die Birne, die Ceder vom Libanon und die Fichte des Nordens stehen dicht neben einander beisammen und legen Zeugniß für einen Boden ab, der sowohl den köstlichsten und zartesten wie den abgehärtesten Pflanzen Nahrung verleihen kann.

In dieser schönen Wildniß mit ihren Marmorgruppen, ihren schönen ausgehauenen Springbrunnen, ihren verzierten Gartenhäusern, welche halb verborgen unter dicht belaubten Baumgruppen standen, schritt jetzt der Pater dahin, wobei er seine Schritte so viel wie

möglich außer dem Bereich der großen Fensterreihe zu halten suchte, die auf eine breite Terrasse ging — eine Vorsichtsmaßregel, die eher das Resultat der Gewohnheit als von den obwaltenden Umständen erfordert worden wäre. Ein Fischteich von einigem Umfange mit einer kleinen Insel nahm die Mitte des Gartens ein, und die Insel selbst wurde von einer schönen kleinen Kapelle geschmückt, die der Mutter Gottes von Rimini, dem Geburtsorte des Cardinals, geweiht war. Nach dieser geweihten Stelle war Se. Eminenz gewohnt, sich jeden Morgen seines Lebens zu einer geheimen Andacht zu verfügen. Aus Achtung und Verehrung für die Frömmigkeit des großen Mannes wurde diese Stelle von allen Störungen frei gehalten, und selbst Fremde, denen in seltenen Zwischenräumen der Besuch des Gartens gestattet wurde, durften nie die geweihten Grenzen der Insel betreten.

Ein merkwürdig eingerichteter Mechanismus, der mit dem kleinen Pförtchen, das den Eingang bildete, verbunden war, reichte stets hin, um zu zeigen, ob Se. Eminenz im Gebet begriffen und deshalb für alle Vorwände der Unterbrechung unzugänglich war. Dies war ein Apparat, durch welchen das Gesicht einer schön gemalten Madonna sich plötzlich mit einem Schleier bedeckte — ein Signal, welches Keiner von den nächsten Blutsverwandten des Cardinals unbeachtet zu lassen gewagt haben würde. Besonders den Stunden der täglichen Abgeschiedenheit, welche er auf

so fromme Weise verlebte, verdankte der Cardinal den Ruf der Heiligkeit, der ihn vor Allen in der Kirche auszeichnete. Es ging kein Tag vorüber, wo er nicht wenigstens eine Stunde dieser heiligen Pflicht geweiht hätte, und die in sich versenkte Miene, womit er sich nach der Kapelle begab, und der Ausdruck der tiefsten Andacht, womit er sie verließ, verbürgten die Aufrichtigkeit seiner frommen Betrachtungen.

Als Massoni an den schmalen Damm gelangte, der nach der Insel hinüberführte, sah er, daß der Schleier der Madonna herabgelassen war. Er erkannte hieraus sofort, daß der Cardinal sich dort befand, und überlegte, welches Verfahren er einschlagen solle; ob er im Garten umherwandeln solle, bis Se. Eminenz erscheinen würde, oder ob er sich nach dem Palast begeben und ihn dort erwarten müsse. Der Pater wußte, daß der Cardinal Rom am Mittag verlassen wollte, um zum Diner in Albano zu sein, und er dachte an die Kürze der Zeit, welche ihre Zusammenkunft einnehmen dürfte.

„Dies ist kein gewöhnlicher Fall," dachte er endlich; „die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit. Wenn man sich auf den Plan einläßt, so kann bald ganz Europa unter Waffen stehen — die größte Umwälzung, welche je den Continent erschüttert hat, kann daraus hervorgehen, und wer vermag zu prophezeihen, welche Principien in dem Kampfe Sieger bleiben werden? Ich will sofort zu ihm gehen," sagte er ent-

schlossen. „Die Ereignisse folgen einander heutzutage zu schnell, um größeren Verzug zu gestatten. Die Schreckensherrschaft in Frankreich hat die Geister der Menschen wieder der friedlichen Sicherheit einer Monarchie zugewendet. Wir wollen den Moment benutzen," und hiermit überschritt er die schmale Brücke und erreichte die Insel.

Ein dichtes Gebüsch von Ziersträuchern verbarg die Vorderseite des kleinen Tempels. Er durchschritt es schnell und stand nur noch wenige Fuß von dem Gebände. Hier aber wurden seine Schritte plötzlich durch den Schall einer Stimme gehemmt, deren Töne nicht für die des Cardinals gehalten werden konnten. Ueberdies lag etwas entschieden Ausländisches in der Aussprache, was den Redenden als Fremden bezeichnete. Massoni war neugierig, wer sich an einem so geweihten Orte eingedrängt haben könne, und er schritt geräuschlos durch das Gebüsch und erreichte eine kleine schießschartenartige Oeffnung neben dem Altar, von wo aus er das ganze Innere der Kapelle übersehen konnte. Auf einer der Marmorstufen am Fuße des Altars saß der Cardinal, der einen weiten Schlafrock von kostbarem Pelz um sich geschlagen und eine Mütze von dem gleichen Material auf dem Kopfe hatte. Gerade vor ihm und auf dem Piedestal einer Säule sitzend befand sich ein Mann in einer geflickten abgetragenen Karthäuserkutte, welche Zeichen des Alters und der Armuth blicken ließ. Der sie Tragende war jedoch

rothbäckig und von munterem Aussehen, obgleich die Mundwinkel etwas herabgesunken und die Runzeln an den Augen tief eingegraben waren. Der allgemeine Ausdruck war jedoch der eines Mannes, dessen Natur die Kämpfe des Lebens mannhaft und guten Muthes hinnahm. Erst nach einigen Minuten der aufmerksamen Betrachtung konnte sich Massoni die Züge in's Gedächtniß zurückrufen; endlich aber erinnerte er sich, daß er der wohlbekannte Karthäusermönch George Kelly, der frühere Cumpan Prinz Carl Edward's, war. Wenn ihre Lebensstellungen auch weit von einander verschieden waren, so gestattete Kelly doch dem Unterschiede keinen Einfluß auf sein Benehmen, sondern sprach mit der ganzen Ungezwungenheit und Vertraulichkeit eines Gleichstehenden.

Das Interesse, welches die Scene für Massoni haben konnte, wurde schnell durch die ersten Worte erhöht, welche vor sein Ohr schlugen. Es war der Cardinal, welcher sagte:

„Ich muß Ihnen gestehen, Kelly, daß ich, bis ich Ihre Erzählung gehört habe, der ganzen Geschichte dieses jungen Mannes nur wenig Glauben geschenkt hatte. Ist es also wirklich so?"

„Es giebt einen solchen, oder hat wenigstens einen gegeben, Eminenz. Ich erinnere mich so gut, als ob es gestern gewesen wäre, des Abends, wo er in den Palast kam, um den Prinzen zu besuchen. Ein armer Landsmann von mir, ein Karthäuser, brachte ihn mit

und führte ihn nach dem Collegium zurück. Später wurde der Knabe nach einer Villa in der Nähe von Orvieto geschickt."

„Ist der junge Mann von Sr. Königlichen Hoheit als sein Sohn anerkannt worden?" fragte der Cardinal.

„Der Prinz hat nicht eher über ihn gegen mich gesprochen, als am Tage vor seinem Tode. Zu jener Zeit sagte er: Können Sie mir den Karthäuser ausfindig machen, Kelly? Ich möchte mit ihm sprechen. Ich antwortete ihm, daß er schon längst Rom und selbst Italien verlassen habe. Die letzten Nachrichten über ihn seien aus Irland gekommen, wo er von dem Gnadenbrod einer herabgkommenen Familie lebte."

„Es ist keine Zeit mehr vorhanden, um ihn aus Irland zu holen," sagte Se. Hoheit, „und doch, Kelly, würde ich tausend Pfund geben, um ihn hier zu haben." Hierauf fragte er mich, ob ich mich eines Knaben in der Tracht des Jesuitencollegiums entsinne, welcher eines Abends vor langer Zeit mit jenem Karthäuser in den Palast gekommen sei.

„Ich sagte ja, denn obgleich Se. Königliche Hoheit geglaubt habe, daß ich in jener Nacht von Rom abwesend gewesen sei, wäre ich doch eiligst von Albano zurückgekehrt, und da ich mich in einem der Corridore befand, habe ich gewartet, bis der Mönch von seiner Audienz mit dem Knaben zurückgekehrt sei."

„Sehr wahr, sehr wahr, Kelly. Ich wollte Sie

nichts von diesem Besuche wissen lassen; Sie haben also den Knaben gesehen? Was dachten Sie von ihm?"

„Ich habe ihn gesehen und gut beobachtet, denn seine weiße Haut und sein blondes Haar waren so unverkennbar englisch, daß sie einen tiefen Eindruck auf mich machte."

„Er hatte auch den Mund, Kelly — etwas voll, die Lippen wohl zu stark. Haben Sie das bemerkt?"

„Nein, Sir, so scharf habe ich ihn nicht beobachtet."

„Wie arm und zerlumpt das Kind war. Selbst seine Schuhe waren zerrissen. Haben Sie seine Schuhe gesehen? — Und das dünne Wollenzeug war sein ganzer Schutz gegen den Sturmwind. O George," rief er mit von Bewegung bebenden Lippen, „was würden Sie sagen, wenn jener arme Junge, den Sie so elend und fadenscheinig gesehen haben, der wahre Erbe eines Thrones, und zwar des ersten in Europa wäre? Welch eine Lehre für die menschliche Größe! Es war ein gemeiner Streich, den Sie mir an jenem Abend spielten, Sir," sagte er mit einer schnellen Verwandlung seiner Laune, denn seine Stimmungen waren stets von dieser Art und man konnte nie voraussehen, wie lange ihn irgend ein Gegenstand beschäftigen würde — „ein gemeiner Streich, Sir, nach dem zu spähen, wovon Ihr Herr wünschte, daß Sie es nicht wissen sollten. Ich hatte meine guten Gründe für das, was

ich that, und es stand Ihnen schlecht an, dagegen zu handeln. Aber es war Ihrer Kutte ganz ähnlich — ja, Bursche, es war ein Streich, wie ihn Alle von Ihrer Klasse spielen."

Hierauf begann er über die Verkommenheit seines Hauses zu weinen und fragte zu wiederholten Malen, ob die Geschichte etwas Aehnliches aufweisen könne. Dann sagte er, daß andere Dynastien durch ihre Verbrechen und Grausamkeiten gefallen seien, daß aber sein Haus durch Vertrauen und Großmuth in's Verderben gestürzt worden wäre, und so vergaß er den Knaben und Alles, was ihn betraf."

„Und denken Sie, daß Se. königliche Hoheit diesem jungen Manne die in seinem Testament erwähnte Summe nebst seinem Georgorden, dem Großkreuz von Malta und dem St. Johannesorden vermacht hat? Denn so lautet das Legat, wie mir der Cardinal York erzählt?"

„Darüber kann ich nichts sagen," antwortete Kelly dreist.

„Ich habe gehört," sagte der Cardinal wieder, „daß der Prinz in einem versiegelten Schreiben an seinen Bruder York den Knaben als seinen ehelich gebornen Sohn von einer Mutter aus einem alten und adlichen Hause anerkenne." Dann veränderte er schnell den Ton und fragte: „Wie sollen wir ihn ausfindig machen, Kelly? Glauben Sie, daß er noch lebt?"

„Ich habe kein Mittel, um es zu erfahren. Wenn ich aber einen Mann nicht blos in Europa, sondern überhaupt auf der Erde ausfindig machen wollte, so kenne ich nur Eine Polizei, auf die ich mich verlassen würde.“

„Und diese ist —“

„Die Jesuiten. Sie sind überall und überall sind sie vorsichtig, arbeitssam und zuverlässig. Sie sind in solchen Geschäften geschickt, und selbst wenn es ihnen mißlingt — und es mißlingt ihnen selten — so compromittiren Sie niemals Diejenigen, welche sie benutzen.“

„Nun,“ sagte der Cardinal, „hier ist es Ihnen mißlungen. Sie sind seit Jahren dem jungen Burschen auf der Spur gewesen, und was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Schlaueste unter ihnen Allen, Massoni, nicht im Stande gewesen ist, ihn ausfindig zu machen?“

„Ei, daß er todt und begraben sein muß, Ew. Eminenz,“ fiel Kelly ein.

„Zu diesem Schlusse bin ich stets gelangt, Fra Kelly. Wenn er am Leben gewesen wäre, so würde er längst gekommen sein, um dieses kostbare Erbtheil in Anspruch zu nehmen. Siebenhunderttausend römische Scudi, den Palazzo Albuquerque in Albano mit allen seinen prächtigen Bildern und Juwelen, die das Doppelte werth sind —“

„Meiner Treu, ich würde aus meinem Grabe ge-

kommen sein, um mein Recht auf ein solches Erbtheil geltend zu machen," lachte Kelly. „Hat der Cardinal York Nachforschungen angestellt, Ew. Eminenz?" sagte er von seiner Leichtfertigkeit hastig zurückkommend.

„Der Cardinal York ist kein Mann, von dem sich erwarten läßt, daß er sich mit solchen Sorgen befassen würde; und da das Legat, wenn Derjenige, der darauf Anspruch hat, sich nicht einstellen sollte, an das Kloster des St. Lazarus von Medina fällt, so glaubt er wahrscheinlich, daß es dort eine ebenso gute Verwendung finden würde."

„Lazarus wird diesmal einige delicate Brocken verspeisen," murmelte Kelly, dessen Scherzliebe über seine Selbstbeherrschung hineinauszugehen schien.

„Am heutigen Tage hatte Massoni gehofft, mir Nachrichten über den jungen Mann bringen zu können," sagte der Cardinal, indem er sich erhob, „und er ist nicht erschienen. Es muß so sein, wie Sie gesagt haben, Kelly. Das Grab hat sich über ihm geschlossen. Jetzt muß man sich daher vor einer großen Gefahr bewahren: vor der Unterschiebung eines Andern für ihn — nicht durch Massoni, der ist ein Mann von Rechtschaffenheit und Ehre — aber er kann von Andern betrogen werden. Es ist ein Betrug, der alle Mühe reich vergelten würde."

„Es giebt nur Einen, der den Streich entdecken könnte — jener Luke M'Manus, der Karthäuser, den ich gegen Ew. Eminenz erwähnt habe. Er hat den

Burschen gut gekannt und der Prinz hatte ihn seiner Obhut anvertraut, aber er ist in Irland.“

„Nun, er könnte im Nothfall herbei geholt werden,“ sagte Caraffa nachdenklich, indem er sich nach der Thür bewegte.

Massoni wartete nichts weiter ab, sondern schlich geräuschlos durch das Gebüsch zurück, erreichte den Garten und begab sich auf dem gleichen Wege wieder nach dem Kloster. Hier stieg er über eine geheime Treppe nach seinem Gemache hinauf und ertheilte seinem Diener den Befehl, zu sagen, daß er unwohl sei und keinen Menschen empfangen könne.

„Nun, Ew. Eminenz,“ sagte er bitter, indem er in einen Stuhl sank. „Sie möchten mir entgegen intriguiren. Wir wollen sehen, wer seine Karten am besten spielen kann.“

Fünftes Kapitel.

Eine Audienz.

Weniger als eine halbe Stunde nach seiner Heimkehr erhielt Massoni einen Befehl von dem Cardinal, sich nach dem Palaste zu begeben. Es war eine mündliche Botschaft und in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß die Weisung keine besondere Wichtigkeit zu haben schien.

Massoni lächelte, als er sich zum Gehorsam anschickte. Es belustigte ihn, zu denken, daß Se. Eminenz es in einem Spiele der Schlauheit und Feinheit wagen konnte, ihm entgegen zu treten, und doch war dies augenscheinlich seine Politik.

Der Wagen des Cardinals stand angespannt im Hofe, als der Pater hindurchschritt, und eine Miene der Ungeduld bei der Dienerschaft bewies, daß die Zeit der Abreise ungebührlich hinausgeschoben worden sei.

„Jenes Gewitter wird über uns ausbrechen, so

wir noch halb über die Campagna sind," rief der Eine.

„Wir sind um ein Uhr bestellt worden und jetzt ist es nun drei vorüber. Und obgleich die Pferde von der Raufe geholt worden sind, um bereit zu stehen, befinden wir uns doch noch hier."

„Und bloß, weil ein Jesuit seine Andacht hält!" Der hochmüthige verweisende Blick, welchen Massoni auf sie richtete, als er diese Worte vernahm, ließ sie eingeschüchtert und entsetzt zurückweichen, denn Keiner wußte, wann oder in welcher Gestalt die Strafe für diese Insolenz kommen würde.

„Sie haben eine Zusammenkunft vergessen, Pater Massoni," sagte der Cardinal, als Jener mit einer tiefen ehrerbietigen Verbeugung in sein Zimmer trat, „noch dazu eine Zusammenkunft, die Sie selbst angesetzt hatten. Man ist der Meinung, daß wir Cardinäle Männer seien, deren müßige Stunden Allen zu Gebote stehen. Ich hatte gehofft, daß der Pater Massoni sich nicht zu dieser neuen Theorie bekennen würde."

„Das thue ich auch nicht, Eminenz. Es würde einem Manne, der einen Rock wie diesen trägt, schlecht anstehen, die Rechte der Disciplin und der Wohlthaten des Gehorsams abzuleugnen."

„Aber Sie kommen spät?"

„Wenn dies der Fall ist, so wird mir Ew. Eminenz verzeihen, nachdem ich den Grund angegeben

habe. Ich hatte die ganze vergangene Nacht auf die Ankunft eines gewissen jungen Mannes gewartet, der erst gegen Tagesbruch eintraf, und selbst dann so so krank, so erschöpft und angegriffen war, daß mich seitdem seine Pflege fortwährend beschäftigt hat."

„Ist er gekommen — ist er wirklich hier?" rief der Cardinal begierig.

„Er ist in diesem Augenblick im Collegium."

„Wie sind Sie im Stande gewesen, seine Identität zu ermitteln? Es geht das Gerücht, daß er vor Jahren gestorben sei."

„Es ist ein ebenso verworrener Faden, Eminenz, aber er wird die Parole der Auflösung bestehen. Allerdings giebt es in seiner Geschichte unausgefüllte Zwischenräume, Zeitperioden, über die ich bloßen Conjecturen überlassen bin. Aber seine Laufbahn läßt sich von Anfang bis zu Ende verfolgen, und ich kann ihm von dem Tage an nachspüren, wo er als Akoluth neben unseren Altären stand, bis zu der Stunde, wo wir jetzt sprechen."

„Sie haben mehr auf Ihre sanguinischen Hoffnungen gehört als auf den kalten Verstand, Pater."

„Sehen Sie mich an, Eminenz — betrachten Sie mich aufmerksam und sagen Sie, ob ich wie Diejenigen aussehe, die Sclaven ihres eigenen Enthusiasmus' sind?"

„Die stärksten Ströme sind auf der Oberfläche oftmals still."

Der Pater seufzte tief, antwortete aber nicht.

„Auch der Jüngling selbst kann zu der Täuschung beigetragen haben. Wahrscheinlich ist er vollkommen geeignet, Interesse einzuflößen. In einem wechselnden abenteuerlichen Leben erlangen Männer von diesem Gepräge unter ihren anderen weltlichen Gaben auch eine wunderbare Ueberredungskraft."

Der Pater lächelte trübe.

„Sie möchten mir mit diesem Lächeln sagen, Pater Massoni, daß Sie nicht das Opfer solcher Verführungskünste sind, daß Sie die Menschen in einem Geiste kennen, welcher solche Irrthümer ausschließt."

„Es sei fern von mir, mich einer solchen Prahlerei hinzugeben," sagte Jener bescheiden.

„Auf alle Fälle," antwortete der Cardinal etwas unmuthig, „ist Derjenige, welcher Muth und Ehrgeiz genug besitzt, um dieses Spiel zu treiben, ohne Zweifel ein Bursche von unendlichen Hülfsmitteln und schneller Besonnenheit und wird wenigstens die Geläufigkeit der Zunge auf seiner Seite haben."

„Wollte Gott, es wäre so!" rief Massoni eifrig.

„Was meinen Sie damit?"

„Wollte Gott, er wäre ein Mann, der dreist seine eigene hohe Sache geltend machen und auf seine erhabenen Ansprüche pochen könnte. Wollte Gott, er wäre aus den furchtbaren Jahren seines duldenden Lebens mit einem durch Prüfungen gehärteten Geist und einem durch die Uebung gereiften Muthe hervorgegangen;

vor Allem aber nicht mit gebrochener und zerstörter Gesundheit. Ja, Eminenz, dieser Jüngling von dreisten Ansprüchen, von einnehmenden Manieren und überredenden Gaben ist ein armer so von dem Unglück betäubter Bursche, daß er ganz hülflos ist."

„Liegt er im Sterben?" rief der Cardinal mit der tiefsten Spannung.

„Es würde ebenso gut sein, zu sterben, wie als das zu leben, was er ist, was er jetzt ist," sagte der Pater feierlich.

„Haben ihn die Aerzte gesehen? Hat Fabrichette ihn besucht?"

„Nein, Eminenz, es ist kein Fall, wo ihr Beistand von Nutzen wäre. So viel kann mir meine eigene geringere Geschicklichkeit lehren. Er leidet an der Krankheit der verwundeten Seele und des verletzten Geistes."

„Hat sein Verstand gelitten?" fragte Caraffa schnell.

„Ich hoffe nicht, aber es ist ein Fall, wo Zeit und Pflege die einzigen Aerzte sein müssen."

„Und auf diese Weise stürzt also das großartige Gebäude zusammen, an dessen Aufbau Sie so lange gearbeitet haben? Die Basis selbst ist verfault?"

„Er kann genesen, Eminenz," sagte Massoni langsam.

„Zu welchem Zwecke? Ich frage Sie zu welchem Zwecke?"

„Um wenigstens ein fürstliches Erbtheil in Anspruch zu nehmen," sagte Massoni kühn.

„Wer sagt das — von welchem Erbtheil sprechen Sie? Sie sind sicherlich zu klug, um Glauben in die müßigen Geschichten zu setzen, welche die Leute über dieses oder jenes von dem verstorbenen Prinzen hinterlassene Legat umhertragen."

„Ich weiß genug, um sicher zu sein, daß ich auf gute Autorität hin spreche, und ich wiederhole, daß der junge Mann, wenn er seine Abstammung beweisen kann, der rechtmäßige Erbe eines königlichen Vermögens ist. Vielleicht wird er ein höheres und edleres Streben haben, vielleicht fühlt er, daß eine große Sache stets einer großen Anstrengung werth ist; daß der Sohn eines Fürsten das Leben nicht unter den gleichen bescheidenen Bedingungen hinnehmen kann, wie andere Männer. Kurz, Eminenz, es kann sich ereignen, daß der Traum eines armen Jesuitenpaters eine große Wirklichkeit wird."

„Wenn Alles ebenso wirklich ist, wie die Erbschaft, Massoni," sagte der Cardinal spöttisch, „so haben Sie es mit dem richtigen Namen bezeichnet, daß Sie es einen Traum nannten."

„Haben Sie denn nichts von diesem Legat gehört?"

„Davon gehört! Ja, ganz Rom hat davon gehört. Und was das betrifft, so könnte ihm Se. königl. Hoheit ebenso gut den St. Jamespalast und den königlichen Forst von Windsor hinterlassen haben."

„Ew. Eminenz bezweifelt, daß Etwas zu hinterlassen dagewesen wäre?“

„Es ist unnöthig, über das zu sprechen, was ich bezweifle. Ich will Ihnen sagen, was ich weiß. Der Miethzins des Altieripalastes für die letzten zwei Jahre ist noch nicht bezahlt. Die Dienerschaft in Albano hat ihre Löhnung nicht erhalten, und das königliche Silbergeschirr ist in diesem Augenblicke bei dem Juden Alcaico verpfändet.“

Der Pater schwieg. Die einzige Wirkung, welche diese betäubenden Nachrichten auf ihn hatten, war die, darüber nachzudenken, zu welchem Zwecke und in welcher Absicht der Cardinal Alles dies sage. Es war nicht die Sprache, die er vor einer kurzen Stunde gegen Kelly geführt hatte. Woher kam also diese Umwandlung des Tones? Warum setzte er jetzt die Aussichten herab, die er damals so hoch gehalten hatte? Dies waren Fragen, die sich nicht leicht in einem Augenblicke lösen ließen, und Massoni dachte leise darüber nach. Der Cardinal hatte damit begonnen, Zweifel über die Identität des jungen Mannes anzudeuten, und dann hatte er über die Aussicht seiner Erbschaft gespöttelt. Wollte er ihn auf diese Weise von dem Plane abwendig machen, dessen Haupt er hatte werden sollen, oder wurde sein Geist von einem tiefer liegenden und schlauen Vorhaben in Anspruch genommen? Und was konnte dieses sein, wenn dem so war?

„Ich sehe, daß ich Sie betrübt und in Ihren Hoffnungen getäuscht habe, Pater Massoni," sagte Se. Eminenz, „und ich muß es bedauern. Das Leben ist fast nichts als eine Folge solcher Fehlschläge."

Die dunklen Augen des Paters schossen einen Blick voll tiefen Verständnisses. Es war das Licht eines plötzlichen Gedankens, welcher durch sein Gehirn fuhr. Er erinnerte sich daran, daß der Cardinal eine Verrätherei im Sinne hatte, wenn er zu moralisiren begann, und jetzt war er auf seiner Hut.

„Ich hatte Ew. Eminenz eine Menge von Dingen über Irland mitzutheilen," begann er mit ruhiger gedämpfter Stimme. „Der Priester Carrol ist eben von dort angekommen und kann von den Ereignissen sprechen, deren Zeuge er gewesen ist. Der Haß gegen England und die englische Herrschaft wächst mit jedem Tage und die größte Gefahr liegt darin, daß diese Feindseligkeit ohne Führung oder Leitung zum Ausbruch kommen kann. Die Führer müssen ihre äußersten Anstrengungen aufbieten, um das Volk zurück zu halten."

„Sie können nie einen passenderen Moment wünschen. England hat die Hände voll und kann kaum einen Mann entbehren, um eine Rebellion in Irland zu unterdrücken."

„Die Irländer besitzen keine Organisation. Bedenken Sie, Eminenz, daß sie wie ein Sklavenvolk gehalten worden sind, daß man dem Adel sein Ansehen

geraubt, die Priester beleidigt hat. Die Anstrengungen eines solchen Volkes können nicht Einigkeit oder Combination besitzen. Sie müssen nothwendigerweise vereinzelt und parteigängerisch sein, und wenn die Irländer keine Hülfe von Andern erlangen können, so werden sie schnell wieder unterdrückt werden."

„Welche Art von Hülfe?"

„Waffen und Geld. Sie besitzen keins von beiden. An Leuten fehlt es nicht. Auch Männer von militairischen Kenntnissen und Geschicklichkeit werden erforderlich sein, aber mehr noch als diese bedürfen sie der Kraft, welche die Sympathie des Auslandes ihrer Sache verleihen würde. Carrol, der gut mit dem Lande bekannt ist, sagt, daß die bloße Versicherung schon, daß Rom dem herannahenden Kampfe mit Interesse zusähe, besser sein würde, als zehntausend Soldaten in ihren Reihen. Da sie durch das Meer von der ganzen übrigen Welt abgeschieden sind, bedürfen sie der Aufmunterung durch diese Theilnahme, um des Erfolges sicher zu werden."

„Sie sind tapfer, nicht wahr?"

„Ihr Muth ist nie übertroffen worden."

„Und treu gegen einander?"

„Eine Mauer, die nicht erschüttert werden kann."

„Werden Sie nicht durch Eifersüchteleien oder kleinliche Rivalitäten gespalten."

„Durch keine — oder beinahe durch keine. Die

Todfeindschaft gegen die Angelsachsen hat alle Mißhelligkeiten zwischen ihnen unterdrückt."

„Nun, was brauchen sie mehr als dies, um Unabhängigkeit zu erlangen? Sicherlich könnte doch keine Armee, die England für sie übrig haben würde, ein so vereintes Volk besiegen."

„Der Kampf zwischen einer regulären Streitmacht und einer bloßen zusammengelaufenen Menge ist keineswegs ein gleicher. Aber angenommen, daß sie siegen, wer kann sagen, zu welchem Zwecke der Erfolg benutzt werden wird? Es sind schlimme Beispiele im Auslande vorhanden. Sollen Männer auf diese Weise ihr Leben daran wagen, um den Unglauben von Frankreich einzuführen? Können wir, die wir jetzt in der Stadt und dem festen Mittelpunkte der Kirche stehen, ruhig einem Kampfe zuschauen, der mit etwas Schlimmeren als einer Verrätherei enden kann?"

„Es kann nichts Schlimmeres geben, als manche Ketzereien," unterbrach ihn der Cardinal.

„Das mag sein. Aber hier könnten Viele ihren Ursprung nehmen. Die Sympathie, welche man lange Zeit für Frankreich gehegt hat, würde das Land mit dessen Glaubenssätzen überfluthen und jene Insel, wo die Fahne des Glaubens entfaltet werden sollte, kann zu einer Festung des Unglaubens werden."

„Magna est veritas et praevalebit," rief der Cardinal gravitätisch.

„Es wird jede beliebige Sache den Sieg davon tragen, wenn sie durch Kartätschen unterstützt wird. Das Uebrige bedarf ebenso gut wie die Wahrheit nur der Gewalt, um sie siegreich zu machen."

„Auf eine Zeitlang — auf kurze Zeit — frommer Pater."

„Was ist das menschliche Leben als eine kurze Zeit? Aber zu unserem Gegenstande zurück. Sollen wir jenen Männern helfen oder nicht? Jetzt kämpfen sie für unsere Fahnen. Sollen wir sie ihre Anhänglichkeit auf Andere übertragen lassen?"

„Das Gewitter ist dem Ausbruche nahe, Eminenz," sagte der Hausmeister des Cardinals, welcher jetzt plötzlich erschien. „Soll ich die Kutscher in die Remisen zurückschicken."

„Nein, ich bin bereit. Ich werde sogleich abreisen. Sie sollen morgen oder übermorgen von mir hören, Massoni," flüsterte er. „Oder vielleicht wird es noch besser sein, wenn Sie nach Albano hinauskommen könnten, um mich zu besuchen."

Der Pater verbeugte sich tief, jedoch ohne zu sprechen.

„Dies sind keine Dinge, die sich in einem Tage oder in einer Stunde abfertigen lassen. Wir müssen Zeit haben."

Der Pater verbeugte sich abermals und zog sich zurück. Während er seine Schritte heimwärts kehrte, hatten seine Gedanken nur einen Gegenstand. Welches

war das Spiel, das Se. Eminenz vor sich hatte? Welcher Plan beschäftigte jetzt seinen Geist?

Als Massoni wieder an das Krankenlager des jungen Gerald kam, kehrten seine Befürchtungen für die Zukunft zurück. War in dem armen gebrochenen Jünglinge, dessen bedeutungsleerer Blick ihm jetzt begegnete, der Stoff vorhanden, um daraus den Anführer eines gefahrvollen Unternehmens zu machen? Jeder Blick, jede Geberde verkündete nur ein sanftes, weiches, nachgiebiges Temperament, und wenn er etwa ein Wort fallen ließ, so wurde es schüchtern und mißtrauisch gesprochen, als ob er Unbequemlichkeiten zu verursachen fürchte. Es schien nie einen Fall gegeben zu haben, wo das Material weniger für den Zweck paßte, für den es bestimmt war, und der Pater blickte mit tiefer Entmuthigung auf den vor ihm Liegenden hinab. Das Interesse der Sache lag ganz in der unermeßlichen Schwierigkeit derselben, und er fühlte, welch ein Triumph es sein würde, wenn er jenen sterbenden jungen Mann neu beleben und ihn zum Hauptwerkzeug einer großen That machen könne. Es war eine Aufgabe, die alle seine Hülfsmittel in Anspruch nahm, und er beschloß den Versuch zu machen. Wir wollen den Leser nicht mit der wenig Abwechslung darbietenden Geschichte jener Genesung langweilen. Die Fortschritte waren so peinlich langsam, daß man ihre Stufen kaum wahrnehmen konnte, und die Verwandlung, welche allmälig den Zustand des Stumpfsinns in den des Denkens

verwandelte und endlich den Jüngling der Krankheit und den Leiden entriß und ihn, obgleich er natürlicher Weise noch schwach und kränklich war, vermochte, Genuß am Leben zu empfinden und sich nach seinen Freunden zu sehnen, nahm lange Zeit hinweg. Eben so wenig, wie Gerald das Räthsel der ihm geschenkten Sorgfalt ergründen oder errathen konnte, weshalb er auf diese Weise gepflegt und überwacht wurde, ebenso wenig konnte auch Pater Massoni die seltsamen Eigenthümlichkeiten des Geistes begreifen, die ihre Erfahrung eines jeden Tages zu enthüllen fortfuhr. Durch die weibliche Zartheit seines Charakters zog sich ein Faden romantischen Ehrgeizes, der allerdings nach keinem bestimmten Ziele gerichtet war, der aber einen hochfahrenden Geist verkündete. Daß irgend ein großes Unternehmen der Traum seiner frühern Jugend gewesen, irgend eine abenteuervolle Laufbahn ihm vorgeschwebt habe, schien bei ihm eine fixe Idee zu sein, und daß, warum und wie seine Ausführung unterbrochen worden war, das bildete die Schwierigkeit, welche oftmals seine Gedanken stundenlang beschäftigte. Während seiner vergeblichen Bemühung, die Ereignisse zurückzurufen, stiegen zuweilen Scenen seines früheren Lebens wieder in seinem Gedächtniß empor — sein Krankenbett in der Tana — seine Wanderungen in der Maremma — die einfachen Lieder Marietta's — die feurigen Verse Alfieri's und dazwischen hindurch die schwarzen Wolken, die über einer sonnigen Land-

schaft lagen, die bitteren Lehren Gabriel Riquetti's — sein kalter Sarkasmus und sein Unglaube. Der Pater war auf alle Wechselfälle in dem Leben des jungen Mannes gefaßt, aber nicht auf die seltsame heterogene Lectüre, womit er sein Gedächtniß angefüllt hatte, und es war nicht leicht zu begreifen, durch welchen Zufall sein Geist mit Versen aus jacobitischen Liedern — Stellen aus Pascal — Träumereien aus Rousseau und heroischen Scenen aus Alfieri angefüllt worden war.

Massoni faßte durch das Studium des eigenthümlichen Geistescharakters des jungen Mannes endlich eine starke Neigung zu ihm. Obgleich er aber erkannte, wie viel Gutes und Liebenswürdiges in seinem Gemüthe vorhanden war, sah er doch auch, daß der Verstand eine furchtbare Erschütterung erlitten hatte.

Es verging kaum ein Tag, wo der Pater nicht seine Ansicht über ihn veränderte. In dem einen Momente glaubte er zuversichtlich, daß Gerald gerade das Material sei, dessen sie bedurften, daß er kühn, hochherzig und verwegen wäre. In dem nächsten versank er in Muthlosigkeit über die kindische Launenhaftigkeit des Jünglings — seine Unzuverlässigkeit und Wetterwendigkeit. Er hatte keine Festigkeit des Charakters und selbst in seinen ernstesten Stimmungen drängten sich ihm komische und ungereimte Bilder auf und lenkten die ganze Strömung seiner Gedanken in ein anderes Bett. Während auf diese Weise Wochen

verstrichen, fuhr der Pater fort, den Cardinal zu versichern, daß der junge Mann allmälig an Gesundheit und Kräften zunähme, und daß selbst sein schwächlicher Genesungszustand Zeugniß von Eigenschaften ablege, die herrliche Aussichten für eine große Zukunft darböten.

Da der Pater die ganze Wichtigkeit kannte, welche der erste Eindruck besaß, den der Jüngling auf Se. Eminenz machen würde, so fuhr er unter verschiedenartigen Vorwänden fort, den Tag der Begegnung hinauszuschieben. Der Cardinal wurde jedoch in seinem Benehmen gebieterisch und der Morgen wurde endlich angesetzt.

Sechstes Kapitel.

Ein politischer Streich.

Obgleich Pater Massoni sehr wünschte, Gerald über die Geschichte seiner Herkunft und seine vermuthlichen Rechte zu unterrichten, so bemerkte er doch, wie wichtig es war, diese Mittheilung von dem Cardinal Caraffa kommen zu lassen. Nicht blos mußte auf den jungen Mann selbst die Nachricht größeren Eindruck hervorbringen, sondern der Cardinal würde auch dadurch um so stärker an die Sache gekettet werden, für welche er sich in soweit interessirt hatte.

Um diesen Zweck zu erreichen, nahm der Jesuit seine ganze Geschicklichkeit zu Hülfe, da Se. Eminenz fortfuhr, eine streng zurückhaltende Politik zu befolgen, sich zu nichts verbindlich zu machen und einfach zu sagen: „Wenn ich ihn gesehen und mit ihm gesprochen habe, so wird es Zeit genug sein, eine Ansicht über die Zukunft auszusprechen."

Hiergegen wendete Massoni ein, welche schlimmen

Folgen ein solcher Mangel an Vertrauen haben könne.

„Er wird dereinst ein Prinz mit königlichen Rechten und Einkünften sein und die kalte Zurückhaltung dieser Politik nicht vergessen, während er andererseits nie aufhören würde, sich Desjenigen mit Dankbarkeit zu erinnern, von dessen Lippen er seine hohe Geburt zuerst erfuhr."

Er wieß mit seinem ganzen Eifer auf diese und ähnliche Gründe hin, doch aber ohne Erfolg, und erst als er sagte, daß er sich an den Cardinal York wenden würde, gab Caraffa nach und willigte ein, seinen Wünschen zu entsprechen.

Der Pater hatte sich Abschriften von verschiedenen Documenten verschafft, welche die Vermählung des Prinzen Carl Edward mit Grace Fitzgerald von Cappa Glynn constatirten, einen Taufschein Gerald's, der zu Narne in der Bretagne geboren war, mehrere Briefe in der Handschrift des Prinzen, die seine Ehe anerkannten, und von seinem Kinde als einer Person sprachen, die dereinst in fürstlichen Umständen sein würde, sowie ein Bruchstück eines Briefes von Grace selbst, worin sie von der Grausamkeit spricht, von ihr zu verlangen, die Beweise ihrer Trauung hinzugeben und im Namen ihres Sohnes um dessen Anerkennung bittet. Ein zweites Schreiben von ihr, welches augenscheinlich eine Antwort auf ein anderes von dem Cardinal York war, um dessen Verwendung sie gebeten

hatte, theilte einige von den Umständen ihres Lebens der Armuth und Entbehrung und die Auskunftsmittel mit, wodurch sie der Entdeckung eines Geheimnisses auswich, das für sie selbst die Ursache einer hohen Stellung gewesen sein würde. Zahlreiche Briefe von der Hand des Cardinals York zeigten ferner, welche erfolglosen Anstrengungen die Familie des Prinzen gemacht hatte, sie zu bewegen, die angebliche Heirathsformel abzuleugnen. In diesen wurde häufig die glänzende Entschädigung erwähnt, welche Grace Fitzgerald gewährt werden würde, wenn sie ihre Ansprüche aufgäbe, während auf die völlige Nutzlosigkeit des Beharrens hingewiesen wurde.

Alle diese Documente hatte Carrol entweder im Original oder in Abschriften von den Fitzgeralds von Cappa Glynn erlangt. Die meisten waren in Grace's eigenem Besitz gewesen und einige hatte Fra Luke aus Rom mitgebracht, da er jene Stadt verließ, um nach Irland zu gehen. Ein Verzeichniß dieser Papiere und ihres Inhalts war dem Cardinal Caraffa in Begleitung eines kurzen Aufsatzes von Massoni selbst zugeschickt worden. In dieser Denkschrift hatte der Pater mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß die Frage der Legitimität unbestritten sei, und daß selbst, wenn Se. Eminenz von dem Project abstehe, ihn zum Haupte einer großen politischen Bewegung zu machen, sein Recht als Erbe des Prinzen doch nicht umgestoßen werden könnte.

Der Cardinal verwendete volle drei Wochen auf diese Documente, ehe er Massoni eine Antwort ertheilte, und als er es that, erwiderte er in einem Tone von halb nachlässiger und entmuthigender Bedeutung, „daß die Papiere merkwürdig — ja sogar interessant seien, da Viele der Urheber derselben von hohem Stande wären. Augenscheinlich seien sie aber als Beweise für eine Sache, die so große Resultate haben müsse, mangelhaft.“ Ferner deutete er darauf hin, daß in Folge der abenteuerlichen Lebensweise Carl Edward's eine derartige Behauptung nicht schwer aufzustellen sein würde und sogar durch sehr plausible Beweise der Wahrheit unterstützt werden könnte. Und schließlich versicherte er dem Pater, daß das Testament Sr. königlichen Hoheit keine Anspielung auf einen solchen Erben und kein Legat für denselben enthalte.

„Sie scheinen Gewicht darauf zu legen, daß ich den jungen Mann sehe. Ich würde dagegen kein Hinderniß wahrnehmen, wenn Sie es nicht mit der Bedingung verknüpften, daß ich ihm die wichtige Mittheilung über seine Geburt und seinen Rang gebe. Sie können jedoch sicherlich nicht wollen, daß ich auf die unbestimmten Beweise, die mir jetzt vorliegen, hier mich für diese Thatsachen verbindlich machen und so wesenlose Documente wie diese vertreten soll? Was Ihre Absicht betrifft, eine Communication mit dem Cardinal York zu eröffnen, so kann ich dies nicht zugeben. Se. Eminenz befindet sich in dem schwankendsten Gesund-

heitszustande und seine nervöse Reizbarkeit ist so groß, daß ein jeder solcher Schritt von Ihrer Seite höchst indiscret sein würde. Wenn es daher Ihr Vorsatz ist, dieses Verfahren einzuschlagen, so steht der meine eben so fest, nämlich mich gänzlich von jedem Interesse in der Angelegenheit zurückzuziehen. Je früher ich von Ihnen erfahre, welches Verfahren Sie einzuschlagen gedenken, desto angenehmer wird es sein für

Ihren aufrichtigen Freund

Caraffa, Cardinal."

Massoni gab auf diesen Brief keine Antwort. Der schlaue Pater sah, daß die Drohung, sich an den Cardinal York zu wenden, Caraffa insoweit mit Furcht erfüllt hatte, daß er sicherlich Alles thun würde, um dieses zu vermeiden. Er entschloß sich daher, sich diese Drohung langsam, aber mächtig in dem Geiste des Cardinals festnagen zu lassen.

Als daher der Cardinal, nachdem er eine Woche geschwiegen hatte, ihm ein paar Zeilen schickte, um ihm anzudeuten, daß sein früherer Brief unbeantwortet geblieben sei, sagte der Pater blos, daß der Brief Sr. Eminenz von der Art wäre, daß er in seiner bescheidenen Stellung glaube, nur darüber nachdenken, aber ihn nicht beantworten zu können.

Am Tage nach dieser Entgegnung fuhr ein einfacher Wagen ohne Wappen und mit Dienern in dunkelgrauen Livréen in das Collegium ein und der

Cardinal Caraffa stieg heraus und verlangte den Rector zu sehen.

Caraffa trat mit geröthеter Wange und stolzem Schritte in die kleine Bibliothek, wo der Pater am Studirtische saß, und obgleich Massoni's Empfang durch alle Beweise einer ehrerbietigen Höflichkeit bezeichnet wurde, sagte doch Se. Eminenz mit scharfem Tone:

„Sie tragen Ihren Kopf hoch, Pater Massoni. Sie haben einen stolzen Sinn. Hat Ihnen Ihre Verbindlichkeit mit königlichen Personen gelehrt, Cardinäle so cavaliermäßig zu behandeln?"

„Ich bin der unterwürfigste Sclave und Knecht Ew. Eminenz," laufete die bescheidene Antwort, während Massoni mit auf der Brust gekreuzten Armen und gesenktem Kopfe vor ihm stand.

„Es würde mir leid thun, wenn ich eine Dienerschaft von solchem Material haben sollte," sagte der Cardinal mit geringschätzigem Lächeln. Dann fügte er nach einem Momente und mit leichtem scherzenden Tone hinzu: „Und wie geht es Sr. königlichen Hoheit, Pater?"

„Der Prinz befindet sich wohler, Ew. Eminenz. Er ist im Stande, im Garten umher zu gehen, wo er sich in diesem Augenblicke befindet."

„Die Sorgen seines Standes haben hoffentlich seiner Genesung nicht geschadet?" erwiderte Caraffa mit dem gleichen spöttischen Tone.

„Wenn er sie noch nicht kennt," entgegnete Massoni ernst, „so kommt das daher, weil ich in meiner Ehrerbietung gegen Ew. Eminenz gewartet habe, bis Sie selbst die Mittheilung machen würden."

„Sind Sie denn immer noch der festen Meinung, daß er von königlichem Geblüt sein müsse?"

„Ich sehe keinen Grund, warum ihm sein Geburtsrecht geraubt werden sollte."

„Wollen Sie ihn zum Erben Carl Edward's machen?"

„Er ist es."

„Auch zum Könige von England?"

„Wenn die Legitimität irgend einen Sinn hat, so ist er das ebenfalls."

„Arnulph sagt uns, daß eine Verblendung, wenn sie sich eines starken Verstandes bemächtigt, darin wächst wie eine Eiche, die ihre Wurzeln in einem Felsen hat. Ihr Wachsthum ist langsam, ihre Entwickelung schwierig, aber ihre Zähheit unausrottbar."

„Die Logik Ew. Eminenz würde in ihrer Anwendung vortrefflich sein, wenn Sie nicht die ganze Frage, um die es sich handelt, als bereits entschieden angenommen hätten! Sind Sie so vollkommen sicher, daß dies eine Verblendung ist?"

„Wir wollen als Weltmänner sprechen, Pater Massoni," sagte Caraffa kurz. „Wenn diese Geschichte vollkommen wahr ist, welches Interesse hat sie denn für Sie oder mich?"

„Ihre Wahrheit, Eminenz," sagte der Pater mit einer Geberde voll tiefer Demuth, als wolle er den kühnen Tadel, der in seinen Worten lag, durch äußere Ehrerbietung verdecken.

„Insofern nimmt sie natürlicher Weise unsere Theilnahme und Unterstützung in Anspruch," sagte Caraffa erröthend. „Aber meine Frage war mehr auf das gerichtet, was eine weltlichere Bedeutung haben würde. Ich meinte in kurzen Worten, zu welchem Zwecke, für den wir uns interessiren, sie beitragen könnte?"

„Ich habe bereits Ew. Eminenz sehr ausführlich die Wichtigkeit dargelegt, die große Umwälzung unserer Zeit mit einer Bewegung zu Gunsten der Monarchie und der Kirche zu verknüpfen. Als die Menschen von der einen abfielen, verließen sie die andere. Wir wollen sehen, ob der Leuchtthurm, welcher den Weg zum Throne erhellt, nicht auch den Pfad zum Alten zeigen kann."

„Sie würden sicherlich zum Anfang ihres Werkes ein sehr bescheidenes Werkzeug annehmen."

„Ein Fischer und ein Zeltmacher haben eine größere Sache gegen eine ganze Welt vertreten!"

Der Cardinal schrak zusammen. Er war in der ersten Minute nicht sicher, ob die Antwort nicht eine gotteslästerliche sei. Der ruhige Ernst auf Massoni's Gesicht zeigte jedoch, daß er seine Antwort nicht in einem leichtfertigen Geiste gegeben hatte.

„Pater Massoni," sagte der Cardinal ernsthaft,

„wir müssen es uns gehörig überlegen, ehe wir uns mit der Sache dieses jungen Mannes verknüpfen. Sind wir so sicher, daß es eine Last ist, die uns Entschädigung bieten wird?“

„Ich habe der Sache das beste und reiflichste Nachdenken geschenkt,“ sagte der Pater; „ich habe sie nach allen Seiten geprüft, als Frage des Rechts sowohl wie der Gerechtigkeit und der Thunlichkeit. Ich habe ihren Einfluß auf die Gegenwart und ihre Folgen für die Zukunft erwogen. Und ich sehe keine Hindernisse oder Schwierigkeiten, außer solche, wie sie sich da bieten, wo ein großes Werk ausgeführt werden soll.“

„Wenn Sie in ebenso vertrautem Verkehr mit den Anhängern der Stuarts gelebt hätten wie ich, Massoni, so würden Sie sich besinnen, ehe Sie das Schicksal eines Unternehmens mit einer so unglückseligen Familie verknüpften. Wissen Sie,“ fügte er eindringlich hinzu, „daß bei dem letzten Unternehmungszuge kaum ein einziger Unfall vorkam, welcher nicht direct auf den Prinzen zurückgeführt werden konnte?“

Der Pater schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie haben also nicht gleich mir von seiner Voreiligkeit, seiner Leichtfertigkeit, seiner Launenhaftigkeit, und was noch schlimmer war als Alles dies, seiner Halsstarrigkeit gehört?“

„Es giebt keine einzige von diesen Eigenschaften, die nicht noch einen Namen hätte,“ sagte der Pater mit einem trüben Lächeln, „und sie würden ebenso wahr=

haft klingen, wenn man sie Tapferkeit, Hochherzigkeit, Vielseitigkeit und Entschlossenheit nannte. Aber wenn auch Alles so wäre, wie Ew. Eminenz sagt, so würde doch nichts darauf ankommen. Wir haben hier ein ganz anderes Unternehmen. Die Sache der Stuarts sprach zu dem ritterlichen Sinne des Volkes und eine solche Sympathie besitzt oder erkennt nur der geringste Bruchtheil einer Nation. Die Sache der Kirche wird zu Allen sprechen, die sich Katholiken nennen. Das Hauptelement des Fehlschlagens der Jacobitischen Sache lag darin, daß es nur ein Religionskampf war. Es war die Behauptung der Legitimität der Rechte einer Dynastie und die Frage des Glaubens wurde nur beiläufig in dem Streite aufgeworfen. Hier," fügte er stolz hinzu, „wird es anders sein und das Hauptpanier in dem Kampfe wird ein Kreuz tragen."

„Prinz Carl Edward unterlag trotzdem, daß ihm die ganze Macht Frankreich's beistand. Und wie soll es seinem Sohne — wenn es sein Sohn ist — gelingen, der keine Verwandten, keinen Reichthum und kein Ansehen besitzt?"

„Wissen Sie denn nicht, daß es Frankreich und die französische Verrätherei war, was die Sache der Stuarts zum Scheitern brachte? Hat nicht der Cardinal Gualterio die geheime Correspondenz zwischen den Tuilleriencabinet und dem St. James entdeckt? Ist es nicht actenkundig, daß das Absegeln der Expedition drei Tage lang verzögert wurde, um Zeit zu

gewinnen, damit der englischen Regierung Nachricht zugehen könnte?"

„Das sind müßige Erfindungen, Massoni; Gualterio hat nur davon geträumt."

„Vielleicht war es auch nur ein Traum, daß der Prinz auf die ausdrückliche Forderung England's den Befehl erhielt, Paris in 24 Stunden und den französischen Boden in einer Woche zu verlassen?"

„Das, wovon Sie jetzt sprechen, war eine spätere Politik, die ich allerdings als niedrig und unedel anerkenne."

„Aber warum wollen wir Zeit mit der Vergangenheit verschwenden? Hat Ew. Eminenz die Denkschrift gelesen, die ich Ihnen geschickt habe?"

„Ja."

„Haben Sie die Wichtigkeit gebührend erwogen, welche die Verschiedenheit des jetzigen Planes vor jedem vorausgegangenen besitzt und wie viele Unterstützung diese Eigenthümlichkeit desselben durch den Nationalcharakter der Irländer erlangen würde?"

„Ja. Es ist ein höchst religiöses glaubensfestes Volk."

„Haben Sie in Betracht gezogen, daß diese Sache sich gegen uns kehren wird, wenn man sie nicht zu unserer eigenen macht; daß die Agenten der irischen Unabhängigkeit — Tone, Teeling, Jackson und Andere — in vertrautem Verkehr mit der französischen

Regierung stehen und sie eifrig angehen, eine Expedition nach Irland zu senden?"

„Dies würde allerdings verderblich für uns sein," sagte Caraffa niedergeschlagen."

„Und doch ist es das, was sicherlich geschehen wird, wenn wir uns nicht in's Mittel legen."

„Aber wie können wir es verhindern?"

„Ich glaube, daß wir es können. Ich glaube, daß es noch Zeit ist, den Kampf zu dem unseren zu machen. Wenn aber keine Zeit mehr dazu ist — wenn es zu spät sein sollte — so werden wir doch ein großes Spiel zu spielen haben. Ein protestantischer Aufstand darf nie unsere Unterstützung erlangen! Weit besser würde es für uns sein, uns dann der Regierung zuzuwenden und durch dieses Zutagelegen unserer Freundschaft die Basis zu künftigen Forderungen und Zugeständnissen zu errichten."

Der Cardinal nickte zwei Mal zustimmend mit dem Kopfe.

„Alle diese Dinge vereinigen sich jedoch, um zu zeigen, daß wir uns aufwachen und thätig sein müssen. Viele, die mit uns gehen, würden, wenn sie sicher wären, daß wir vorwärts schreiten werden, bei Tone und seiner Partei Dienste nehmen, wenn wir die Sache hinausschieben. Carrol selbst hat sein Wort gegeben, dem geheimen Comité in Waterford bis zum achten des Monats persönlich Bericht zu erstatten und, wir

schreiben jetzt den 17. Diese Verzögerungen sind ernsthaft! Dieser Brief von Hussey, welchen ich erst gestern Abend erhielt, wird Ew. Eminenz zeigen, wie begierig man unserer Antwort entgegensieht."

Der Cardinal wies den ihm dargebotenen Brief mit einer unmuthigen Geberde zurück.

„Durch solche Rücksichten dürfen wir uns nicht leiten lassen, Massoni," sagte er.

„Hussey besteht darauf, zu wissen, ob Ew. Eminenz für sie ist oder nicht," sagte der Pater dreist, und ob Sie den jungen Prinzen anerkannt haben."

„Er kennt also Ihr Geheimniß?" sagte der Cardinal boshaft.

„Er hat die Geburt und den Rang des jungen Mannes gekannt, ehe ich etwas davon erfuhr. Er war der Beichtvater der Familie Fitzgerald und hat Grace auf ihrem Sterbebette die Absolution gegeben."

„Hussey glaubt also die Geschichte?"

„Er würde auf ihre Wahrheit schwören, Eminenz."

„Er ist ein schlauer Bursche, der sich nicht leicht täuschen läßt," sagte Caraffa nachdenklich. „Lassen Sie mich den Brief sehen."

Er nahm dem Pater den Brief aus den Händen und las ihn aufmerksam durch.

„Ich sehe hierin wenig, was Sie mir nicht bereits mitgetheilt haben," sagte er, indem er den Brief zurückgab.

„Ich habe mich bemüht, Ew. Eminenz mit Allem bekannt zu machen, was sich ereignete," sagte Massoni mit niedergeschlagenen Augen, wobei er jedoch das Gesicht des Anderen aufmerksam beobachtete.

„Monsignore Hussey empfiehlt daher, daß Sie im Falle von Abneigung Anderer — so drückt er sich aus — dem jungen Manne selbst die Geschichte seiner Abkunft enthüllen sollen. Haben Sie über diesen Rath nachgedacht?"

„Ja, Ew. Eminenz."

„Nun, und zu welchem Schlusse hat er Sie geführt?"

„Daß für mich kein anderer Weg offen blieb," sagte Massoni fest.

Die Stirn des Cardinals verdüsterte sich und er warf dem Pater einen Blick voll insolenter Herausforderung zu.

„Es soll also eine Geschicklichkeitsprüfung zwischen uns sein, Pater Massoni? Aber ich nehme die Herausforderung nicht an. Ich gestehe, ohne mich dessen zu schämen, daß ich einem Jesuiten an Schlauheit nicht gleichkomme."

Der Pater stand ohne zu sprechen, aber mit gekreuzten Armen und wie nachdenklich gesenktem Kopfe da.

„Man muß gestehen," fuhr Caraffa höhnisch fort, „daß Sie keinen feigen Sinn besitzen. Die Meisten würden sich in Ihrer Lage wohl bedacht haben, ehe sie einen Fürsten der Kirche zu ihrem Gegner wählten."

Massoni schwieg immer noch.

„Nun, was Ihren Schützling betrifft, so würde er auf ein Wort von mir gegen den Polizeiminister als Vagabund aus Rom — aus dem Kirchenstaate getrieben werden.“

Die Worte waren kaum gesprochen, als sich die Thür öffnete und Gerald vor ihnen stand. Er blieb einen Augenblick über die Störung beschämt stehen, aber Massoni trat schnell vor, erfaßte seine Hand und sagte:

„Ew. Eminenz, das ist der Chevalier!“

Caraffa, der Carl Edward in seiner Jugendzeit gekannt hatte, stand wie vom Blitz getroffen vor dem Jünglinge, der dessen genauestes Ebenbild war. Seine vollen sanften blauen Augen, das lange seidene goldbraune Haar, welches in dichten Massen auf seinen Rücken fiel, der halb schmollende, halb stolz aussehende Mund und das volle weibliche Kinn zeigten sich sämmtlich, während auch in seiner Miene und Haltung eine nicht weniger auffallende Aehnlichkeit wahrzunehmen war. Der Jesuit hatte mit kluger Vorsorglichkeit die Kleidung des Jünglings so einrichten lassen, daß sie seine Pläne unterstützte; denn es war ein Anzug von schwarzem Sammt, wie ihn Carl Edward als junger Mann zu tragen pflegte. Eine blauseidene Unterweste, die kaum zu sehen war, verursachte den Eindruck, als ob es das Band des Hosenbandordens wäre, welches der junge Fürst selten abgelegt hatte.

Alle Beredtsamkeit und Feinheit Massoni's hätte das Resultat nicht herbeiführen können, welches durch die Erscheinung in einem Augenblick bewirkt wurde. Und als Gerald halb schüchtern, halb stolz dastand, verbeugte sich Caraffa tief und mit der ganzen Ehrerbietung, die er einem höheren Range gewährt haben würde. Die dunklen Augen des Jesuiten schossen einen triumphirenden Blick, aber im nächsten Momente war sein Ausdruck wieder ruhig und gefaßt. Der schlaue Pater sah, daß die Schlacht gewonnen war, wenn der Kampf sofort zu Ende gebracht werden konnte. Er wendete sich daher zu Gerald und sagte mit einem Tone voll auffallender Ehrerbietung.

„Ich habe längst den Tag herbeigewünscht, wo ich diese Zusammenkunft erleben würde, und damit sie in ungestörtem Vertrauen geschehen kann, will ich mich zurückziehen.“ Und der Pater schritt mit einer Verbeugung gegen Jeden von den beiden Personen rückwärts nach der Thür und entfernte sich.

Wenn der Cardinal Zeit zur Ueberlegung gehabt hätte, so würde er vielleicht mancherlei Verdacht geschöpft haben. Jetzt fand er aber keine Gelegenheit dazu. Alles war so schnell vor sich gegangen und besonders lag noch der Zauber dieser Aehnlichkeit auf ihm, die sich mit jedem Momente zu vergrößern schien, und ihr Einfluß war wirklich von der Art, daß sie alle Rücksichten seiner vorsichtigen Zurückhaltung in

die Flucht schlug und ihn Alles vergessen ließ, nur nicht, daß er vor einem Stuart stand.

„Wenn ich verwirrt und bewegt bei dieser unserer ersten Begegnung bin," begann er, „so schreiben Sie es der wunderbaren Aehnlichkeit zu, durch welche Sie mir den Prinzen, Ihren Vater, in's Gedächtniß zurückrufen. Ich habe ihn gekannt, als er ziemlich von Ihrem eigenen Alter war und er mich gnädig durch viele Beweise seiner Gunst auszeichnete."

„Mein Vater!" sagte Gerald, über dessen Gesicht eine leise Purpurröthe zog, worauf eine ebenso leise Blässe folgte — „sagten sie mein Vater?"

„Ja. Ich hatte das Glück, zu St. Germain und später in Auvergne den vertrauten Umgang mit seiner königlichen Hoheit zu genießen."

Gerald, der von seiner Verwunderung über das Gehörte überwältigt wurde und doch außer Stande war, die nöthige Ruhe zu weiteren Fragen aufzubieten, sank in einen Stuhl und bemühte sich vergeblich, seine Geisteskräfte zu sammeln. Unterdessen fuhr Caraffa fort: „Als altem Manne und Priester darf es mir verziehen werden, wenn ich langsam einer Ueberzeugung wich und dem Anscheine nach beinahe Widerwillen blicken ließ, die Beweise Ihrer Geburt und Ihres Standes als Thatsachen hinzunehmen. Aber Ihr Aeußeres — Ihre Züge, wie Sie dort als Eben=



bild Ihres Vaters sitzen — wenden sich an etwas Geistigeres als meinen Verstand und ich fühle, daß ich mich in Gegenwart eines Stuart's befinde. Lassen Sie mich deshalb der Erste sein, der Ihnen die Huldigung darbringt, welche Ihr Recht ist oder es wenigstens dereinst sein wird," und mit diesen Worten nahm der Cardinal Gerald's Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Ist es ein Traum?" murmelte Gerald halblaut, „schwindelt mein Gehirn?"

„Nein, Sie wachen. Die Vergangenheit ist der Traum gewesen — die langen Jahre des Leidens und der Armuth — die Prüfungen und Gefahren — während Ihres Lebens der Wechselfälle und Abenteuer — dies ist der Traum gewesen. Aber Sie sind jetzt erwacht, um zu erfahren, daß Sie der rechte Nachkomme eines königlichen Hauses sind — ein Prinz Stuart — der rechtmäßige Erbe eines großen Thrones."

„Ich flehe Sie an," rief Gerald mit von Bewegung gebrochener Stimme und mit thränenerfüllten Augen, „ich flehe Sie an, nicht mit den Gefühlen eines Menschen zu scherzen, dessen Herz so lange der Spielball des Schicksals gewesen ist, daß jede, selbst die geringste Erschütterung sich zu stark für seine Kräfte erweisen kann."

„Sie sind Alles, was ich gesagt habe. Mein Alter und das Kleid, welches ich trage, mögen meine Bürgen dafür sein, daß ich weder voreilig noch unwahr spreche.“

Dem jungen Manne entrang sich ein tiefer langer Seufzer und er fiel in Ohnmacht.

Siebentes Kapitel.

Ein wahrer Lichtblick.

Ich entsinne mich, einst — ich glaube, es war in Deutschland — einer Probe am Tage in einem Theater beigewohnt zu haben, wo die Rückseite der Bühne durch ein großes breites Fenster die Aussicht auf ein schönes kleines Wäldchen darbot, in dessen belaubten Tiefen die Vögel so munter zwitscherten, daß sie zuweilen beinahe die Stimmen der Schauspieler übertäubten. Die Wirkung, welche dies hervorbrachte, war sehr eigenthümlich, da der leichte Wind, welcher in dem zitternden Laube säuselte und mir angenehme Düfte zutrug, einen so auffallenden Contrast mit den steifen Bäumen des Decorationsmalers, die dort stumm und bewegungslos dastanden, bildete. Und obgleich die Decorationen eine gewisse Naturwahrheit besaßen und es den Schauspielern nicht an Talent mangelte, so waren doch die wenigen wirklichen Naturgegenstände jenen als Lebensbild so überlegen, daß die Aufmerk=

samkeit sich endlich nur auf sie heftete und die anderen gänzlich in Vergessenheit geriethen.

Wenn ich jetzt diesen Umstand in's Gedächtniß zurückgerufen habe, so geschieht dies, um daraus Vortheil zu ziehen. Ich gedenke, kurz gesagt, einen Strahl von solchem Tageslicht auf unsere Bühne hereinzulassen, obgleich ich die ganze Gefahr meines Experiments voraussehe, da ich mich recht gut der Wirkung erinnern kann, die auf mich hervorgebracht wurde. Der Strahl von wirklichem Sonnenschein, wovon ich spreche, ist das Bruchstück eines Briefes von Sir Conway Seymour an Horace Walpole, aus Rom datirt, wohin der Briefsteller aus Gesundheitsgründen gegangen war, und worin die Neuigkeiten und Plaudereien des Tages in der ganzen sorglosen Offenheit des freundschaftlichen Vertrauens erzählt werden. Ein großer, ja bei weitem der größte Theil des Briefes ist mit Discussionen über Bilder und Statuen, sowie mit Geschichtchen von Betrügereien und Schwindeleien, denen die Kenner ausgesetzt waren, angefüllt. Auch eine Mosaik von Scandalscenen, eine leicht hingeworfene flüchtige Skizze der römischen Moralität ist darin, die wirklich in unseren eigenen Tagen hätte geschrieben sein können. Dann kamen einige leichte Anspielungen auf politische Ereignisse und schließlich der Theil, welcher uns besonders angeht. Nach einer kleinen Trompetenfanfare über seine eigenen socialen Erfolge und die herzliche Vertraulichkeit, womit er in die besten Häuser von Rom

aufgenommen wurde, sagt er: „Atterbury's Briefe haben mir natürlicher Weise viele Thore geöffnet, die mir als Engländer verschlossen geblieben sein würden, und mir Erleichterungen gewährt, die selten ein Mitglied unserer Nation findet. Diesem glücklichen Umstande verdanke ich eine Scene, der ich nie aufhören werde, mich als einer der seltsamsten meines Lebens zu erinnern. Sie wissen, daß zwar bei den Levées der Cardinäle bedeutende Menschenmengen versammelt sind und Viele sich einstellen, die keine persönliche Bekanntschaft mit dem Hausherrn besitzen, aber bei den kleineren Gesellschaften eine Exclusivität herrscht, die in jedem anderen Lande unbekannt ist. Dies ist zu einem solchen Uebermaß getrieben worden, daß in gewissen Häusern, wie zum Beispiel der Abbezi und der Piombino Wenige eingeladen werden, die unter dem Range eines königlichen Prinzen sind. Zu der ersteren dieser großen Familie hatte ich das Glück vergangene Mittwoch eingeladen zu werden, und obgleich mein Geist einen kühnen Protest gegen Gallaschuhe und Schnallen einlegte, so beschloß ich doch hinzugehen.

„Ich fand nicht ohne Ueberraschung, daß, obgleich kaum mehr als ein Dutzend Wagen unten wartete, doch der große Abbezipalast in seiner ganzen Ausdehnung erleuchtet und der Hof tageshell war. Ich wußte, daß die Etiquette Se. Heiligkeit davon ausgeschlossen habe, bei solchen Anlässen zugegen zu sein. Und doch wurde hier ein Glanz entwickelt und waren solche

Vorkehrungen getroffen, daß sie ein solches Ereigniß wohl hätten verkünden können. Die Farbe der Röcke der Dienerschaft war, wie man mir sagt, weiß, aber sie waren so mit Gold überdeckt, daß man von der ursprünglichen Farbe nichts mehr sah. Was die Pracht des Palastes selbst betrifft, so will ich Sie mit der ausfürlichen Beschreibung verschonen, um so mehr, als ich weiß, daß sich Ihr Herz immer noch nach dem schönen Guercino mit den zwei Engeln und dem kleinen St. Johannes von Salvator sehnt, wofür der Herzog von Strozzi sein Schloß St. Marcellello hingegeben hat. Ebensowenig will ich Ihre neugierige Seele mit Anspielungen auf die großen Sevresvasen mit Landschaften von Both peinigen. Mit einem größeren Gleichmuth werden Sie von der schönen Marquesa d'Arco in ihrem Diamantcorset, und der Duchessa de Forti mit einer Brillantendiademform, wofür man hätte eine Provinz kaufen können, der Colonna selbst gar nicht zu erwähnen, deren schwere mit Juwelen besetzte Schleppe mehr als ein Auge von ihrem herrlichen Gesicht ablenkte, um es dem Fußboden zuzukehren. Als ich ankam, waren nicht mehr als vierzig Gäste versammelt, und es waren zu keiner Zeit mehr als sechszig anwesend. Aber Alle waren mit einer Pracht gekleidet, welche die schmucklose Einfachheit meines bescheidenen Hofkleides schamroth machte. Nachdem ich Sr. Eminenz meine Huldigung dargebracht, wendete ich mich ab, um Diejenigen meiner vertrautesten

Bekannten aufzusuchen, welche zugegen waren. Ich entdeckte aber bald, daß aus irgend einer geheimnißvollen Ursache Niemand geneigt war, sich auf eine Unterhaltung einzulassen — ja man sprach nur in Flüstertönen und mit einer Zerstreutheit, welche die Erwartung von etwas Kommenden verkündete.

„Um die Zeit angenehm zu vertreiben schweifte ich durch die Zimmer, die mit Gegenständen angefüllt waren, welche Beachtung auf sich ziehen müssen, und nachdem ich den Hof umgangen hatte, kehrte ich eben in die große Galerie zurück, als ich beim Vorübergehen am Vorzimmer wahrnahm, daß die Dienerschaft des Cardinal York dort in ihren schönen Scharlachlivréen aufgestellt war, was für mich einen ganz neuen Anblick bildete. Dies wurde durch den Umstand nicht weniger merkwürdig gemacht, daß sich Se. königliche Hoheit durch den gänzlichen Mangel an Allem, was Prunk oder Pracht verkünden könnte, auszeichnet. Ich trat daher mit einiger Neugier, was dies Alles verursacht haben möge, in die große Galerie. Die Gesellschaft war in einen großen Kreis geordnet und auf dem einen Punkte desselben hatte sich eine kleine Gruppe versammelt, unter welcher ich ohne große Mühe das magere kränkliche Gesicht des Cardinals York entdeckte, der um volle zwanzig Jahre älter aussah als er ist, und dessen schwache Gestalt beinahe ganz zusammengekrümmt aussieht. Ueberdies bemerkte ich, daß Vorstellungen gemacht wurden, da verschiedene Personen

herankamen, ihre Reverenz machten, die Einen kürzere, die Andern längere Zeit in einem Gespräche festgehalten wurden und sich dann rückwärts zurückzogen, wie vor einer königlichen Person. Während ich so verwundert dastand, kam Don Cäsare, der Bruder des Cardinal Abbezi heran, nahm mich beim Arm und führte mich vor, indem er sagte:

„Caro Natzio, so nennt er mich jetzt — Sie dürfen nicht der Letzte sein, der hier seine Huldigung darbringt."

„Wem aber soll ich sie darbringen?" frug ich ärgerlich.

„Wem, als Demjenigen, welchem sie am besten gebührt? Dem Prinzen, welcher Ihr König sein sollte."

„Ich bin ein schlechter Räthselrather, Don Cäsare," sagte ich durch eine für meine Loyalität so beleidigende Rede einigermaßen verletzt, wie Sie sich wohl vorstellen können.

„Es ist hier weniger eine Frage der Partei als der höflichen Ehrerbietung, welche jeder Gentleman gern Personen von königlicher Geburt darbringt," antwortete er. „Dies ist der Prinz von Wales, wenigstens so lange, bis er der König genannt werden wird. Er ist der Sohn Carl Edward's und der Letzte der Stuarts."

„Ehe ich noch von dem Erstaunen über diese seltsame Ankündigung wieder zu mir gekommen war, theilte sich die Menge vor mir und ich sah mich vor einem kränklich aussehenden jungen Mann, dessen wun=

derbare Aehnlichkeit mit dem Prätendenten mich gerade-zu übermannte. Ueberdies war kein Kunstgriff des Costüms unterlassen worden, welcher der Aehnlichkeit hätte nachhelfen können, denn er trug eine Schärpe von Stuarttartan über seinen Anzug von castanien-braunem Sammt, und an seiner Seite hing eine merkwürdig gearbeitete Claymore. Er hielt mich für den Fürsten d'Arco und sagte mit dem leisen sanften Tone seiner Familie."

„Wie haben Sie die Prinzessin verlassen? Oder ist sie in Rom?"

„Dies ist der Chevalier de Seymour, königliche Hoheit," flüsterte der Cardinal Gualterio, „ein Herr von gutem ehrenwerthen Namen, obgleich er einer Sache anhängt, welche nicht die unsere ist."

„Ich sollte meinen, daß alle Engländer Freunde von mir sein könnten," sagte der Prinz mit einem traurigen Lächeln. „Auf alle Fälle brauchen sie nicht meine Feinde zu sein." Er streckte mir bei diesen Worten seine Hand hin, und in seiner Miene lag so viel königliche Herablassung, daß ich niederkniete und sie küßte.

Unter leise gemurmelten Bemerkungen über sein fürstliches Aeußere, die jedoch nicht so leise waren, daß er sie nicht selbst hätte hören können, wendete ich mich weiter, um für die nächste Vorstellung Platz zu machen. Und so strömte die Fluth etwa eine Stunde lang. Da ich nur zu gut wußte, welchen Schein die Menschen

alledem geben würden, eilte ich nach Hause und schrieb einen Brief an Sir Horace Mann nach Florenz, worin ich ihm Alles mittheilte, ihm versicherte, daß meine loyale Anhänglichkeit gegen das Haus Hannover unerschüttert sei und daß Se. Majestät keinen getreueren Unterthanen oder Anhänger besitze als mich. Seine Antwort liegt jetzt vor mir.

„Wir wissen Alles, was diesen jungen Mann betrifft," sagte er, „Lord Chatham hat sein Portrait abnehmen lassen, und wenn er nach England kommt, so werden wir Maßregeln in Bezug auf ihn ergreifen. Was Sie selbst betrifft, so sind Sie kein größerer Thor, als es der Herzog von Beaufort und Lord Westmoreland gegen den Vater des jungen Burschen gewesen sind."

Seltsame und bedeutungsvolle Worte, die in keiner Beziehung die Geburt und Herkunft des jungen Mannes ableugnen.

„Auf alle Fälle ist der Umstand merkwürdig und ganz Rom spricht davon und von nichts Anderem, seit die Walkinshaw, die stets ihre Spazierfahrt in dem Wagen des Cardinals York gemacht hat und als eine Person von königlichem Range behandelt wurde, jetzt nicht mehr zu sehen ist, und der „Prinz", wie man ihn nennt, ihren Platz eingenommen hat und sogar auf dem Ehrenposten mit dem Cardinal zu seiner Linken sitzt. Schenkt man diesen Dingen daheim hinlängliche Aufmerksamkeit oder lacht man über Gefah=

ren, die so fern sind wie Italien? Ich für meinen Theil sage, daß er eine Person ist, die Ungelegenheiten verursachen und ernstliche Unruhen durch eine schlechte Sache verursachen könnte, um so mehr, als man sagt, daß er ein Fatalist sei und glaube, daß es sein Schicksal sein werde, als König in England zu thronen."

Ich möchte gern einen noch größeren Theil dieses Briefes hierhersetzen, wenn ich nicht fürchtete, daß ich bereits die Nachsicht des Lesers zu sehr in Anspruch genommen habe, indem ich seine Beachtung für Etwas erbitte, was weniger ein wesentlicher Theil meiner Geschichte wie ein Zeugniß für ihre Wahrhaftigkeit ist. Man sagt, daß in dem unveröffentlichten Briefwechsel des Sir Horace Mann — einem höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit, wenn er nur der Welt unverkürzt gegeben würde — häufige Anspielungen auf den Chevalier de Fitzgerald und die in Bezug auf ihn geheimen Absichten zu finden seien. Der kluge Gesandte entdeckte mit der Schlauheit des Diplomatenhandwerks die verschiedenartigen Grade des Glaubens, welche der Legitimität des jungen Mannes geschenkt wurden und sah, wie Viele vorhanden waren, die seinen großen Namen zu Zwecken der Intrigue benutzten, ohne sich je aufrichtig für seine Sache zu interessiren. Unter der Zahl dieser Anhänger war der Jesuitenpater nicht aufgeführt. Seine Anhänglichkeit war eine wahre, standhaft hochherzige; und da die

Ereignisse durch ihren täglichen Lauf die Sache, welche er liebte, mehr und mehr zu begünstigen schienen, so hob sich sein Muth, seine Kräfte entwickelten sich, und statt des milden Priesters, der die ruhige Existenz des Klosters führte, erschien er auf der Bühne der kühnen, verwegenen Parteigänger einer fast verzweifelten Sache und als der in allen Künsten der Diplomatie geschickte feine Politiker. Wir wollen uns auf kurze Zeit wieder zu ihm wenden.

Achtes Kapitel.

Peter Massoni's Besorgnisse.

Es war späte Nacht und in der ewigen Stadt lag Alles in tiefer Stille da, als Pater Massoni in seinem kleinen Studirzimmer vor einer großen Karte saß, die den ganzen Tisch vor ihm einnahm. Sonderbare Farbenflecke bezeichneten verschiedene Plätze; Flecken von Blau und Dunkelroth mit den unregelmäßigsten Umrissen zeigten sich hier und da, so daß sehr wenig von der Oberfläche farblos blieb. Es war eine Karte von Irland, auf welcher die successiven Confiscationen bezeichnet und die verschiedenen Veränderungen des Besitzstandes durch verschiedene Farben angegeben wurden. Ein merkwürdiges, sorgfältig angefertigtes Document, welches eine mehrjährige Arbeit verursacht hatte. Massoni studirte es mit so tiefer Aufmerksamkeit, daß er das Eintreten eines Dieners nicht wahrgenommen hatte, der vor ihm stand, um ihm einen Brief zu übergeben, den er in der Hand hielt. Endlich bemerkte er

den Mann, nahm eilig das Billet aus seiner Hand und las die folgenden wenigen Zeilen:

„Sie wird morgen zu Mittag kommen. Ertheilen Sie Befehl, sie sofort bei ihm vorzulassen, aber seien Sie nicht selbst dabei.“

Dies war mit „D.“ unterzeichnet und zusammengelegt und versiegelt.

„Es ist gut, Du brauchst nicht zu warten,“ sagte der Pater, und war wieder allein. Mehrere Minuten lang fuhr er fort, über den ihm vorliegenden Gegenstand nachzusinnen, dann warf er das Billet auf den Tisch und rief laut: „und das ist die gerühmte Wissenschaft der Medicin! Der gelehrteste Arzt in ganz Rom — der Vertraute von Päpsten und Cardinälen — gesteht, daß es Erscheinungen im Krankenleben des Menschen giebt, zu welcher seine Kunst keinen Schlüssel besitzt, die aber eine gewisse räthselhafte Kraft — ein aus Betrug und Fanatismus zusammengesetztes Etwas zu lesen und zu entziffern vermag. Welch ein ärmliches Eingeständniß das ist und welcher Sarcasmus auf den Geist und seine Arbeiten. Und was wird man von mir sagen,“ rief er mit lauterer Stimme, „wenn man erfährt, daß ich einer solchen Lehre Glauben geschenkt habe? Daß ich, das Haupt und der Führer einer großen Verbindung, mich herablasse, Rath von Denjenigen anzunehmen, die, wenn sie keine Betrüger sind, nothwendiger Weise etwas Schlimmeres sein müssen! Und wenn etwas Schlimmeres, was dann?“

murmelte er, indem er sich mit der Hand über die Stirn strich, als wolle er einen Schwierigkeit darbietenden peinlichen Gedanken verscheuchen. „Ja, was dann? Sind bei solchen Diensten wirklich diabolische Kräfte thätig? Sind die wunderbaren Enthüllungen, von denen wir hören, bösen Einflüssen zuzuschreiben? Wie, wenn es nicht blos Taschenspielerkunststücke wären? Wie, wenn der Satan sich wirklich dieser Verbreiter falscher Münze bemächtigt hätte, um seine eigenen Gepräge mit den ihren zu vermischen? Wenn jede Betrügerei sein Werk ist, warum könnte er dann nicht durch Diejenigen wirken, die sie ersonnen haben? O, wenn wir nur wissen könnten, was die wahrhaften Eingebungen der Inspiration und was die schlauen Kunstgriffe eines irrenden Gehirns sind! Wenn ich zum Beispiel jetzt sehen könnte, in wieweit die große Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, durch das Unternehmen unterstützt oder hintertrieben werden wird." Er schritt beinahe eine Stunde lang in tiefer stummer Betrachtung im Zimmer auf und ab.

„Ich will sie selbst sehen," rief er endlich. „Alle ihre Bühnenkunstgriffe und Listen werden ihr bei mir wenig nützen. Und wenn sie wirklich hohe Kräfte besitzt, warum sollten diese dann nicht zu unserem Nutzen verwendet werden? Als der Satan ein Uebel auf das andere häufte, um seine Kraft zu zeigen, machte St. Franciscus aus der Masse einen Altar! Nun,

Giacomo, was giebt es?“ fragte er plötzlich, als er seinen Diener eintreten sah.

„Er ist endlich eingeschlafen, ehrwürdiger Pater,“ antwortete er, „und er athmet sanft wie ein Kind. Diese Ruhe muß ihm nothwendiger Weise Nutzen bringen, denn er hat jetzt seit fünf Tagen und Nächten kein Auge geschlossen.“

„Das war seit dem Abend des Empfanges bei Cardinal Abbezi.“

„Ich fürchte sehr, daß es ein schlimmes Experiment gewesen ist,“ murmelte Giacomo.

„Das mag sein. Wer weiß — wer hat je mit Gewißheit den einzigen wahren Weg aus einer Schwierigkeit gekannt oder wissen können?“

„Als er an jenem Abend nach Hause kam,“ fuhr Giacomo fort, „wollte er nicht zugeben, daß ich ihn auskleidete, sondern warf sich so wie er war auf das Bett und sagte: Ueberlassen Sie mich mir selbst, ich will allein sein. Ich erbot mich, ihm den Degen und die goldene Halskette seines Ordens abzunehmen, aber er gebot mir zornig, davon abzustehen und sagte: Das ist das Einzige, was mich daran erinnert, was ich bin, und Sie wollen mir es rauben?“

„Wahr genug. Das Schauspiel war ein kurzer Traum! Und was sagte er dann?“

„Er redete verstört von seinem grausamen Geschick und den falschen Freunden, die ihn in seiner Jugend irre geleitet hatten, und sagte: Diese Dinge sind nicht

vom blinden Zufall verursacht worden. Die Schicksale der Fürsten sind in goldenen Lettern verzeichnet und nicht in den Sand des Meeres geschrieben. Diejenigen, welche meinen Vater verriethen, haben mich irre geführt."

„Das sieht seinem Hause ähnlich!" rief der Pater. „Selbst in der Stunde ihrer Armuth sind sie anmaßend."

„Dann fuhr er fort, über die schottischen Kriege zu phantasiren und sprach von Orten und Leuten, wovon ich nie etwas gehört hatte. Nachdem er die Doppelzüngigkeit Spaniens beklagt und erklärt hatte, daß die französische Verrätherei ihr Verderben gewesen sei, rief er: Und nun soll das Spiel noch einmal getrieben werden, als ob die Menschen an dem Tage einer allgemeinen Zerstörung sich bemühen würden, eine abgelebte Dynastie wieder einzusetzen!"

„Hat er das gesagt?" rief Massoni begierig.

„Ja, er sagte die Worte zu wiederholten Malen und fügte hinzu: Ich bin blos die Gliederpuppe, die wieder bei Seite gelegt werden wird, wenn die Prozession vorüber ist, und er weinte bitterlich."

„Die Stuarts haben immer Trost in Thränen finden können. Ihre eigene Theilnahme mangelte ihnen nie. Was sagte er von mir?" fragte er plötzlich.

Giacomo schwieg, verschränkte seine Arme in seiner Wollkutte und schlug die Augen nieder.

„Sprich offen — was sagte er?“ wiederholte der Pater.

„Daß Sie ehrgeizig wären — daß Ihr Herz nach weltlicher Erhebung und Macht strebte.“

„Macht — ja!“ murmelte der Pater.

„Daß Sie einer Sache, auf die Sie sich einmal eingelassen hätten, Ihre ganzen Kräfte schenken würden, so lange Sie sie leiteten und führten; daß er während der Revolution Männer Ihres Gepräges in Frankreich gekannt und daß die Stärke ihrer Ueberzeugung häufiger eine Ursache ihrer Schwäche als der Macht gewesen wäre.“

„Diese Bemerkung hat er von Gabriel Requetti gestohlen. Auf diese Weise pflegte Mirabeau von unserem Orden zu sprechen.“

„Sie müssen Recht haben, ehrwürdiger Pater, denn er fuhr fort, viel von diesem Requetti zu reden. Er sagte, daß er der einzige Mann in Europa gewesen wäre, welcher die Stuarts nach England hätte zurückbringen können! Wenn wir einen solchen Mann hätten, sagte er, so würde ich jetzt im Holyroodpalast liegen.“

„Darin hat er sich geirrt,“ murmelte Massoni halblaut. „Die Männer, welche keinen Glauben haben, errichten kein dauerndes Gebäude. Wie seltsam,“ fügte er laut hinzu, „daß der Prinz auf diese Weise gesprochen hat. Wenn ich bei ihm war, so sprach er stets unzusammenhängend und unsicher.“

„Und in diesen Zustand versank er auch allmälig. Er sang Verse von Bauernliedern vor sich hin und mischte schottische Reime unter Alfieri's Verse. Zuweilen bildete er sich ein, daß er in einem blutigen Parteikampfe in Paris wäre, und dann dachte er wieder, daß er mit einer Person, die er liebte, am Ufer eines Flusses dahin wanderte."

„Hat er denn geliebt?" fragte Massoni mit leiser, aber deutlicher Stimme.

„Ich habe aus zufälligen Worten, die ihm in seiner Phantasie entschlüpft sind, so viel entnommen, obgleich ich nicht errathen kann, wer sie war und wohin sie kam, oder welche Stellung im Leben sie bekleidete."

„Sie wird uns das sagen," murmelte der Pater vor sich. Und dann wendete er sich zu Giacomo und fügte hinzu: „Morgen Mittag wird das Weib, welches man die egyptische Prinzessin nennt, hier sein. Sie soll insgeheim herkommen, um ihn zu sehen. Der Fürst von Piombino hat Alles abgemacht und sagt, daß ihre wunderbare Sehergabe nie trüge. Alle Herzen liegen vor ihr offen da wie ein gedrucktes Buch und die innersten Gedanken der Menschen seien für sie ebenso leserlich wie ihre Züge."

„Ist das eine böse Kraft?" fragte Giacomo zitternd.

„Wer kann es wagen, dies so zu nennen? Wir wollen warten und wachen. Sieh zu, daß die kleine Thür, welche aus dem Garten auf den pinteischen

Hügel führt, angelehnt bleibt, da sie von dorther kommen wird, und laß sie Niemand beobachten oder ihre Ankunft wahrnehmen. Du wirst sie selbst an der Thür empfangen und nach seinem Zimmer führen — dort laß sie."

„Wenn man in Rom erführe, daß wir solche Hülfe angenommen haben —"

Eine Geberde stolzer Verachtung unterbrach seine Worte und der Pater sagte: „Sind nicht Diejenigen, welche ein unruhiges Gewissen haben, heutzutage Besucher unserer Altäre? Könnte nicht jenes Weib kommen, wie Tausende gekommen sind, um einen Zweifel beseitigen, einen Gewissensfall lösen, einer Ketzerei Einhalt thun zu lassen? Ueberdies ist sie eine Heidin," fügte er plötzlich hinzu; „kann sie nicht begierig sein, die Wahrheit zu suchen?" Der kalte Hohn, womit er sprach, schüchterte den einfachen Diener ein, der demüthig den Kopf senkte und sich zurückzog.

Neuntes Kapitel.

Die Egypterin.

Der Leser ist bereits vollkommen mit den Gründen bekannt, welche den Pater Massoni bewogen, sich der Sache des jungen Fitzgerald anzunehmen. Es war keine romantische Anhänglichkeit für ein altes berühmtes Haus, ebensowenig war es auch die Ueberzeugung von einem Rechte. Es war einfach ein Auskunftsmittel, welches viel für die einzige Sache zu verheißen schien, die der Jesuitenpater der lebenslänglichen Hingebung eines Mannes für würdig erachtete — der Kirche. Es erschien seinem denkenden Geiste als der einzige Ausweg aus den gegenwärtigen Uebeln, dem furchtbaren Kampfe, der wechselsweise jedes europäische Land verheerte, einen royalistischen Anstrich zu ertheilen. Seine Theorie lautete so, daß nach der dem Throne dargebrachten Huldigung die Ehrfurcht gegen die Kirche zurückkehren werde.

Eine Zeitlang gab sich der Pater den sanguinischen Hoffnungen des Erfolges hin. In ganz Europa waren die Menschen des chaotischen Zustandes müde, welchen die französische Revolution herbeigeführt hatte und man sehnte sich bereits nach dem Wiederaufbau der Gesellschaft in der einen oder anderen Form. Die Kirche hatte durch den Einfluß talentvoller Agenten ihr Interesse an der Sache der Ordnung wahrnehmbar zu machen gewußt und verwies kluger Weise auf den angenehmen Contrast einer auf Frieden und Eintracht gegründeten Gesellschaft mit der Gewaltthätigkeit und den Ausschweifungen eines revolutionären Kampfes.

Wenn der persönliche Charakter des jungen Gerald den Ansichten Massoni's nach den gemachten Anforderungen gleichgekommen wäre, so hätte man das Unternehmen für höchst hoffnungsvoll halten können. Wäre der junge Mann kühn, abenteuerlich und enthusiastisch, achtlos für alle Folgen und ein unbedingter Anhänger der Kirche gewesen, so hätte man viel aus ihm machen können. Aus seiner religiösen Ergebenheit würde eine Unterwürfigkeit und ein Vertrauen entsprungen sein, wodurch man ihn hätte lieben können. Obgleich er aber zuweilen Alles dies war, besaß er doch auch noch fünfzig andere Eigenschaften. Es gab keine Stimmung des menschlichen Geistes, die ihn nicht wechselsweise heimsuchte. Während der eine Tag ihn ernst, nachdenklich, würdevoll und von einnehmendem Benehmen

sah, zeigte er sich am nächsten schon sorglos, gleichgültig und als Spötter und Zweifler gegen die Religion. Die alten Gifte, welche sein Leben in der Tana eingesogen hatte, befanden sich noch in seinem Wesen und verderbten sein Blut. Und wenn ihn auch für den Moment ein hochherziger Ehrgeiz — ein chevaleresktes Verlangen nach großen Dingen — bewegte, so kehrten doch sicherlich bald wieder die furchtbaren Lehren Mirabeaus in sein Gedächtniß zurück und das Mißtrauen verdunkelte wie eine düstere Wolke Alles, was so herrlich und glänzend erschienen war.

Nach dem ersten Ausbruch des stolzen Triumphs über die Entdeckung seiner Geburt und Abstammung wurde er nachdenklich und ernst und zuweilen trübsinnig. Er verweilte häufig und schmerzlich bei der Ungerechtigkeit, womit seine erste Jugend behandelt worden war, und schien in vollem Maße zu fühlen, daß seine Ansprüche immer noch unbekannt und ohne Erkennung geschlummert haben würden, wenn nicht eine politische Nothwendigkeit — von welcher Art vermochte er nicht zu rathen — die Anerkennung räthlich gemacht hätte. Unter seinen ersten Lebenslehren hatte ihm Requetti einen hochfahrenden Trotz gegen Alle eingeflößt, die es versuchen würden, ihn als Werkzeug zu benutzen.

„Bedenken Sie," pflegte er zu sagen, „daß die Männer, welche am häufigsten Erfolg im Leben erlangen, diejenigen sind, die mit den Geisteskräften Anderer handeln. Hüten Sie sich vor diesen Männern, denn

ihre Freundschaft ist nichts Geringeres als eine Sclaverei."

„Zu welchem Zwecke, in welcher Absicht bin ich jetzt aus dem Dunkel hervorgezogen worden?" Dies war die Frage, welche er sich fortwährend stellte. Die Priester und ihre List waren Gegenstände seines größten Argwohns, und der Gedanke, daß er ein bloßes Werkzeug Ihrer Zwecke sei, war geradezu erbitternd. Auf diese Weise betrachtete er Massoni mit dem tiefsten Mißtrauen und selbst seine Dankbarkeit vermochte nicht die Furcht zu verscheuchen, die er vor dem Jesuitenpatron fühlte. Diese Gefühle wurden immer stärker, wenn er die langen Stunden der Nacht hindurch wach auf seinem Bette lag, bis sich endlich ein schleichendes Fieber seiner bemächtigte und lange Zwischenräume einer traurigen Geistesöde den ebenen Gang seiner gesünderen Natur unterbrachen. Der Cardinal York nnd seine übrigen Freunde hatten es für räthlich gehalten, daß der junge Gerald fortfahren sollte, in dem Jesuitencollegium zu residiren, bis bestimmte Schritte gethan worden wären, um der Welt seinen Rang zu erklären, und schon die Verzögerung dieser öffentlichen Anzeige war ein neuer Grund des Argwohns für ihn. „Wenn ich der Prinz bin, den sie mich nennen, warum werde ich in diesem Gefängniß festgehalten? Warum bin ich nicht unter meines Gleichen, warum stellt man mich nicht einer Zukunft entgegen, der ich dreist in's Gesicht blicken kann? Will

man einen Priester aus mir machen wie aus meinem Onkel? Wo sind die hochherzigen Anhänger, die sich um meinen Vater sammelten? Wo sind die wackeren Freunde, die ihn selbst in seiner Verbannung nicht verließen? Sind sie Alle abgefallen oder sind sie gestorben? Und wenn das der Fall wäre, ist dann nicht die Sache selbst todt?"

Solcher Art waren die peinlichen Gedanken, die ihn verfolgten, bis schließlich sein Geist zwischen einer krankhaften Reizbarkeit und einer eingewurzelten tiefen Gleichgiltigkeit schwankte. Die gelehrtesten Aerzte von Rom waren zu ihm gerufen worden, obgleich sie aber großentheils über die Natur seiner Krankheit einstimmig waren, gelang es doch Keinem, ein Mittel dagegen aufzufinden. Die Einen riethen Gesellschaft, Reisen, Unterhaltung 2c., Andere waren geneigt, Ruhe und Stille zu empfehlen. Wieder Andere meinten, daß er mit einem Plane oder Unternehmen beschäftigt werden solle, welches seinen Ehrgeiz wecken könne. Aber alle diese Pläne mußten bald den unmittelbaren Sorgen für seinen Zustand weichen, denn man bemerkte, daß seine Kräfte täglich abnahmen und seine körperliche wie geistige Energie verschwanden. Der Pater war seit mehreren Tagen mit sich zu Rathe gegangen, ob er ihm nicht das große Unternehmen offenbaren solle, auf welches er sann; ob er nicht dem Jüngling die herrliche Gelegenheit zu künftiger Auszeichnung und den glänzenden Lohn vorlegen solle, welcher der Preis

des Erfolges sein würde. Er hätte ihm den Plan schon längst eröffnet, wenn er nicht dem Cardinal Caraffa das Versprechen gegeben, nichts ohne seine Gutheißung und in seiner Abwesenheit zu offenbaren. Und nun kam die Frage, ob Gerald so lange am Leben bleiben würde, bis Se. Eminenz von Paris zurückkehrte, wohin er gegangen war, um seine Nichte heim zu holen. In diesem Zustande befinden sich die Dinge, als Dr. Danizetti erklärte, daß die Arzneikunde ihre Hülfsmittel für den Jüngling erschöpft habe und als letzte Zuflucht vorschlage, daß eine gewisse egyptische Dame, deren Wunderkräfte die Aufmerksamkeit von ganz Rom erregt hatten, herbeigerufen werden solle, um zu sehen und zu erklären, was sie von seinem Falle denke.

Diese egyptische Prinzessin, wie sie das Gerücht nannte, hatte ihre Wohnung in einem kleinen verlassenen Kloster bei Albano aufgeschlagen, wo sie ein streng zurückgezogenes Leben führte und den Landleuten der Umgegend nur durch die außerordentlichen Kuren bekannt war, die sie bewirkt hatte. Ihre geheimnißvolle Lebensweise und die Unmöglichkeit, etwas über ihre Geschichte zu erfahren, im Verein mit dem Umstande, daß Niemand sie noch ohne Schleier gesehen hatte, verlieh ihr ein gewisses romantisches Interesse, welches sich bald zu einer Art von Ruhm erhöhte. Außerdem erzählte man die erstaunlichsten Geschichten von geheilten Fallsüchtigen, Taubstummen, denen das

Gehör und die Sprache zurückgegeben worden sei, ja selbst von Fällen des Wahnsinns, die sie mit Erfolg behandelt habe, so daß endlich die kleinen Altäre der Schutzheiligen, die einst von den Gläubigen so fromm aufgesucht worden waren, und an denen man um die Verwendung der St. Agatha oder St. Nasala gebetet hatte, jetzt verödet standen und die Menschen sich schaarenweise in dem kleinen Hofe des Klosters versammelten und die Prinzessin anflehten, ihre Leiden mit günstigem Auge zu betrachten. Diese Thatsachen, die man sich Anfangs nur zuflüsterte, erreichte endlich das Ohr von Rom und Priester und Cardinäle begannen zu fühlen, daß aus diesem geringfügigen Zwischenfalle ernste Folgen erwachsen könnten und unter ihnen Rath gehalten wurde, ob nicht diese gefährliche Ausländerin summarisch aus dem Staate geschickt werden sollte.

Diese Entscheidung würde ohne Zweifel bald getroffen worden sein, wenn nicht gerade in jenem Moment ein kleines Kind des Fürsten Altieri sein Leben einem Vorschlage der Egypterin verdankt hätte, der nur eine Locke von dem Haar des Kindes gegeben worden war. Mochte es Hexerei sein oder nicht, dies war ein Dienst, der nicht übersehen werden konnte, und da der Fürst Altieri einen ausgebreiteten Einfluß besaß, so ging man von dem Gedanken an eine Verbannung ab.

Der Pater Massoni, welcher den Geschichten von ihren Wunderkräften Anfangs nur wenig Beachtung

schenkte, vernahm endlich zu seinem Erstaunen von dem Professor Danizetti einige auffallende Beispiele ihrer Geschicklichkeit, die jedoch weniger die eines geschickten Arztes zu sein schienen, als die einer Person, welche die räthselhaften Einflüsse des moralischen über den materiellen Theil unserer Natur studirt hatte. Ihre Gabe schien hauptsächlich in der Beurtheilung zu liegen, inwiefern der Geist das Nervensystem beherrschte und leitete und ob sie in Harmonie oder Disharmonie wirkten, und sie hatte ihre Kräfte in dieser Beziehung zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht, daß die Töne einer Stimme, der Ausdruck eines Auges und die Textur des Haares oftmals hinlänglich erschien, um das Schicksal des Kranken anzugeben. Danizetti bekannte, daß er zwar lange an ihren Kräften gezweifelt habe, aber nicht länger der Gewalt desjenigen, wovon er Zeuge gewesen sei, widerstehen könne, und er bekannte, daß in ihrer Kunst die Hauptgeheimnisse der Wissenschaft noch nicht offenbart wären.

Er machte große Anstrengungen, um sie zu sehen und kennen zu lernen, aber vergebens. Sie nahm in der That nur wenig Anstand, zu bekennen, daß sie für die Medicin und deren Jünger nur geringe Achtung hege. Sie hielt sie für eine finstere Tappende, die für das einzige Licht, welches die Krankheiten aufhellen könnte, völlig blind wären. Durch Vermittelung des Prinzen Altieri, der sie im Orient getroffen, hatte sie sich jetzt bestimmen lassen, das Jesuitencollegium zu besuchen,

wobei sie allerdings einigermaßen stolz darauf war, gewissermaßen die innerste Veste der Ungläubigkeit zu erstürmen, welche die Priester gegen ihre Fähigkeiten an den Tag legten. Aus diesem Grunde hatte sie darauf bestanden, ihren Besuch am hellen Mittag zu machen. „Ich will nur den Kranken sehen," sagte sie, „und doch sollen Alle meine Ankunft wahrnehmen und bemerken, daß selbst diese großen und gelehrten Väter sich herabgelassen haben, meine Gegenwart und meine Hülfe zu verlangen. Ich will, daß die ganze Welt sehen soll, wie selbst diese frommen Männer einen unbekannten Gott verehren können."

Pater Massoni war über diesen Stolz nicht aufgebracht, im Gegentheil, er fühlte sich geneigt, ihn zu achten. Es war ein kühnes Auftreten, welches ihm gefiel.

Als die Stunde ihres Besuches herannahte, begab sich Massoni, nachdem er alle Weisungen ertheilt hatte, welche nothwendig waren, um Geheimhaltung zu sichern, nach dem kleinen Thurme, von wo aus man die Aussicht über die Campagna hatte. Ein einsamer Wagen kam über die nach Albano führende Straße herangefahren und er beobachtete denselben mit gespannten Blicken, bis er ihn in das Thor von Rom einfahren und allmälig den Monte Vincio heraufkommen sah.

„Die Egypterin ist zur bestimmten Zeit gekom-

men," sagte er zu Giacomo; „dort ist ihr Wagen an der Pforte. Schläft der Jüngling noch?"

„Ja, er hat sich seit Stunden nicht geregt. Er athmet so leise, daß er kaum zu leben scheint, und seine Wangen sind todtenbleich."

„Dort kommt sie. Sie schreitet dahin, als ob sie in den besten Jahren stände. Augenscheinlich ist sie nicht alt, Giacomo."

Von dem Fenster aus, wo sie standen, konnten sie eine sehr gebietende Gestalt langsam den Gartenpfad entlang schreiten und von Zeit zu Zeit stehen bleiben sehen, um Blumen zu pflücken. Ein dicker schwarzer Schleier verbarg einigermaßen ihre Gestalt, konnte aber die graziöse Bewegung, womit sie hinging, nicht gänzlich verstecken.

Zehntes Kapitel.

Der Pater und die Prinzessin.

Gerald lag in seinem gewohnten halb träumenden, doch bewußtem Zustande auf einem Ruhebett, als die Egypterin eintrat. Ihre hohe stattliche bis auf die Füße verschleierte Gestalt, die sich mit stolzem aber anmuthigen Schritte bewegte, schien seine Beachtung kaum einen Moment zu erregen und seine Augen fielen wieder auf ein paar wilde Blumen, die neben ihm lagen.

Die Egypterin gab dem Diener ein Zeichen, daß sie allein sein wolle, näherte sich dem Ruhebett und blieb in schweigender Betrachtung vor ihm stehen. Nach einiger Zeit erhob sie den einen Arm, bis sich die Hand über seinem Kopfe befand und hielt sie auf diese Weise einige Minuten lang. Er schlug seine Augen zu ihr auf, ließ sie dann mit einer müden Bewegung wieder sinken, stieß einen tiefen Seufzer aus und schien einzuschlummern.

Sie berührte mit ihrem Zeigefinger die Mitte seiner Stirn, blieb einige Minuten unbeweglich stehen, strich dann langsam mit der Hand über sein Gesicht und legte sie sanft auf sein Herz. In diesem Momente erschütterte ein leiser, kaum bemerklicher Schauder die Gestalt des jungen Mannes, und dann lag er still, so still und so bewegungslos, daß er wie todt erschien.

Dann hauchte sie zwei bis drei Mal stark über sein Gesicht und machte mit ihren Händen eine Bewegung, als ob sie eine Flüssigkeit über ihn sprenge. Während sie dies that, bewegten sich leise die Lippen des jungen Mannes und ein schwaches Lächeln schien sich über seine Züge zu breiten. Sie beugte sich hinab, legte ihr Ohr wie lauschend dicht an seine Lippen, wartete ein paar Sekunden und flüsterte dann mit einem Tone, der leise von freudiger Bewegung bebte:

„Du hast mich also nicht vergessen, Gherardi mio? Jene glücklichen Stunden leben noch in Deinem Gedächtniß?"

Der Mund des Schlafenden bewegte sich, ohne einen Laut vernehmen zu lassen, aber sie schien den Sinn der Bewegung zu erkennen, denn nach einer kurzen Pause sagte sie: „Und der Brunnen unter dem alten Myrthenbaume zu San Donino, hast Du den vergessen? Allerdings," fügte sie wie antwortend hinzu, „scheint es ein Jahrhundert her zu sein, seit wir zusammen über jenen Bergpfad wanderten. Aber wir werden dort wieder umher schweifen, theurer Bruder.

Nein, schrecke nicht zusammen, Du weißt recht gut, warum ich Dich so nenne. Und wir werden an dem Bache unter den alten Mauern von Massa zwischen den Orangenbäumen hinwandern und dem Gesange der Cicade am heißen Mittag zuhören und durch die Olivenäste die blaue See erblicken. Das waren glückliche Tage. Nein, mein Kind," rief sie begierig, „Du bist nicht für ein solches Unternehmen gemacht. Uebrigens würde man Dich nur in eine Falle locken — diese Männer besitzen keine Redlichkeit. Er, den wir verloren haben — der uns verlassen hat — hätte Dich auf diesem schwierigen Pfade leiten können, aber es giebt keinen Zweiten, der ihm gliche. Es giebt Pflanzen, die nur einmal in einem ganzen Jahrhundert blühen, und so ist es auch mit der Menschheit. Ein großer Geist besucht die Erde nur nach langen Zwischenräumen von Jahren. Was ist es?" unterbrach sie sich hastig. „Du siehst Etwas? Erzähle mir davon."

Sie schien mit tiefer Begier jetzt Etwas einzusaugen, was seine stummen Lippen offenbarten. Eine ungeduldige Spannung trieb sie an, als sie sagte: „Und dann, und dann? Ja, eine wilde, öde, baumlose Wüste, aber Du weißt nicht wo — und ein Licht in einem alten Thurme hoch oben — ja, sie warten auf Dich; sie haben Dich erwartet. Fahre fort. O, Du bist endlich dort angekommen. Mit welchen Ehren sie Dich empfangen, sie füllen die Halle an. Nein, nein, laß

ihn nicht wiederkommen, Du hast Recht; er ist ein alter, alter Mann. Das war ein lauter Jubelruf. Und sieh, wie die Thränen über seine Wangen herabträufeln. Sie sind also wirklich erfreut, Dich zu sehen? Was nun?" rief sie gepreßt, „Du willst nicht weiter sprechen, und warum? Sage mir es also, Gherardi mio!" rief sie mit dem Tone tiefen Gefühls. Bist Du vor der Gefahr in Schrecken? Du ein Prinz und willst Dein Erbtheil nicht durch Gefahr einlösen. O, es ist wahr," unterbrach sie sich muthlos, „sie haben Dich nur zu einem Werkzeug gemacht und jetzt möchten sie Dich zu einem Opfer machen." Nun trat eine lange Pause ein und sie saß schweigend und seine Hand zwischen der seinen gedrückt da. Endlich vernahm sie ein leises Geräusch. Sie wendete den Kopf und erblickte den Pater Massoni, der dicht neben ihr stand. Sie erhob sich sofort und zog die Falten ihres Schleiers dichter um ihre Züge.

„Ist Ihr Besuch vorüber? In diesem Falle möchte ich mit Ihnen reden," sagte der Pater.

Sie nickte zustimmend und folgte ihm aus dem Zimmer. Massoni ging ihr jetzt nach dem kleinen Thurme voraus, welcher sein Studierzimmer bildete. Dort eingetreten winkte er ihr auf einen Stuhl, verschloß die Thür und setzte sich vor ihr nieder.

„Was sagen Sie von dem jungen Mann?" fragte er kalt und streng, „wird er leben?"

„Er wird leben,“ sagte sie mit leisem sanften Tone.

„Verpflichten Sie sich dazu, ich meine, Ihre Geschicklichkeit und Kunst?“

„Ich besitze keine, frommer Pater — ich habe nur die Einsicht in die menschliche Natur, welche Allen offen steht. Aber ich kann versprechen, daß er an seiner gegenwärtigen Krankheit nicht sterben wird.“

„Wie nennen Sie seine Krankheit?“

„Die Einen würden es Atrophie nennen, Andere ein schleichendes Fieber. Manche würden sagen, daß ein altes Erbgift sich langsam seinen verderblichen Pfad durch einen ehemals kräftigen Körper bahne.“

„Was meinen Sie damit? Wollen Sie andeuten, daß in seinem Geschlecht Wahnsinn herrsche?“

„Es sind Viele irren Geistes, die der Reichthum nur als launisch erscheinen läßt,“ sagte sie mit halb geringschätzigem Ausdruck.

„Seien Sie offen gegen mich,“ sagte er dreist, „und sprechen Sie. Vermuthen Sie hier Geistesstörung?“

„Frommer Pater,“ antwortete sie mit der ruhigen Stimme einer Person, die sich an ein reifes Urtheil beruft. „Sie, der die Natur so deutlich liest wie Andere ein gedrucktes Buch, wissen recht gut, daß Derjenige, welcher stark von einem einzigen Gefühl beseelt wird, welches sich jedem Gedanken und jeder Handlung einflößt, welches jeden Moment seines täglichen Lebens

so erfüllt, daß es ein Mittelpunkt zu sein scheint, um den sich alle Ereignisse drehen — daß ein solcher Mann dem Urtheil der Welt nach von weniger gesundem Geist ist als derjenige, der dem Glück nur einen flüchtigen Gedanken schenkt und das Leben zu einem bloßen Spiel des Zufalls macht. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen schwankt jetzt der Geist des jungen Mannes."

„Aber er kann nicht lange schwanken," murmelte der Pater nachdenklich vor sich hin. „Wird sein Geist den Kampf ertragen?" fragte er hastig.

„Ja, wenn er nicht übermäßig angestrengt wird."

„Ich weiß, was Sie meinen. Sie haben ihm selbst gesagt, daß er der vor ihm liegenden Aufgabe nicht gewachsen sei. Ich habe gehört und gesehen, was zwischen Ihnen vorging. Ich weiß auch, daß Sie einander schon früher im Leben getroffen haben. Sagen Sie mir also, wo und wie." In der Art, wie er sprach, lag eine kühne und unerschrockene Offenheit, die zu sagen schien: „Wir müssen aufrichtig gegen einander sein."

„Von mir brauchen Sie nichts zu wissen," sagte sie stolz, indem sie sich erhob.

„Nicht, wenn Sie in ein großes Geheimniß von mir gedrungen wären," sagte Pater Massoni streng. „Sie können es nicht leugnen — Sie wissen, wer der junge Mann ist."

„Ich weiß, wozu Sie ihn machen wollen," sagte sie in dem gleichen hochfahrenden Tone.

„Wozu ihn Geburt und Abstammung gemacht haben und nicht mein Wille."

„Es giebt Wunder, die selbst für Priesterkunst zu groß sind, frommer Pater — dies ist eins davon. Ich spreche nicht von seiner Geburt, sondern von dem Schicksale, welches Sie mit ihm im Sinne haben. Wollen Sie jetzt mitten in dem herrlichen Auflodern der allgemeinen Freiheit, wo die Menschen erst aus dem langen stumpfen Traume der Sclaverei erwachen, die Welt zu ihr zurücktreiben? Wollen Sie, daß die Völker wieder ein Geschlecht bei sich willkommen heißen sollen, dessen Wahlspruch die Unterdrückung gewesen ist? Nein, nein, Ihre Kirche ist zu weise, zu herrschend für einen solchen Irrthum. Die Zeit der Monarchie ist vorüber. Lassen Sie sich von der Vergangenheit rathen und lernen Sie, daß Sie von nun an auf der Seite des Volks stehen müssen."

„Das haben wir stets gethan," rief der Pater enthusiastisch. „Ja, ich behaupte es und will es beweisen. Halt, Sie dürfen sich nicht so leicht von mir trennen. Sie sollen mir sagen, wer Sie sind. Diese schwache Behauptung eines egyptischen Ursprungs täuscht mich nicht."

„Sie sollen Nichts von mir erfahren," lautete die kurze Antwort.

„Die heilige Consulta wird diese Antwort nicht annehmen."

„Sie wird keine andere erhalten."

„Handlungen wie die Ihren werden von dem canonischen Gesetz verboten. Hüten Sie sich, mich zu einer Anzeige zu treiben."

„Lebt die Inquisition denn noch?" fragte sie geringschätzig.

„Die Zauberei ist ein Verbrechen. Die heilige Schrift nennt sie so, Weib, und ich sage nochmals, hüten Sie sich."

„Das ist nicht eben dankbar, frommer Pater. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen einen Dienst zu leisten."

„Und Sie nehmen ein Geheimniß mit fort, Weib!" sagte der Priester zornig. „Das darf nicht sein."

„Was würde es Ihnen nützen?" fragte sie ruhig, „wenn ich Ihnen die ganze Geschichte meines frühern Lebens mittheilte? Sie würde keine Garantie für die Zukunft geben."

„Das habe ich zu bedenken. Ich sage nur, daß ich Sie kennen muß und will."

„Das sind Worte der Leidenschaft, frommer Pater, und nicht der weisen Vorsicht, wegen welcher die Welt Ihren Namen kennt und verehrt. Leben Sie wohl."

Sie bewegte sich mit einer stolzen Geberde nach der Thür, aber diese war verschlossen und widerstand

ihrem Drucke. Als sie sich umwendete, um Vorstellungen zu machen, war Massoni verschwunden! Sie vermochte nicht zu errathen, auf welche Weise und durch welchen Ausgang, da alle Wände des kleinen Thurmes mit Bücherregalen bedeckt waren, die von dem Fußboden bis zu dem Gewölbe hinaufreichten, und außer der Thür, durch welche sie eingetreten war, konnte sie keine zweite erblicken. Es entschlüpfte ihr kein Wort, kein Ausruf, als sie sich auf diese Weise eingekerkert sah. Ihre erste Sorge war es, die Fenster zu untersuchen, die sich mit leichter Mühe öffnen ließen, deren große Höhe vom Boden aber die Flucht unmöglich machte. Sie versuchte abermals das Schloß auf verschiedene Weisen, aber ohne Erfolg. Dann begann sie eine genaue Untersuchung der Wände des Thurmes, durch die, wie sie wohl wußte, ein Ausweg führen mußte. Dieser war jedoch so schlau verborgen, daß er allen ihren Nachforschungen entging und sie sich endlich ermüdet niedersetzte.

Der halbe Mittagssonnenschein ging in einen wärmeren Schimmer des Spätnachmittags über und die langen Schatten der vereinzelten Bäume oder abgebrochenen Säulen streckten sich weit über die Campagna hin und zeigten an, daß die Sonne tief stand. Während sie stumm und wachsam in jenem einsamen Thurme saß, waren ihre Augen über den Garten darunter hingeschweift, bis sie jedes Beet und jeden Pfad kannte. Sie hatte auch die Campagna betrachtet, bis ihr die

Augen von der Anstrengung schmerzten, aber es gab außer in weiter Ferne keine Aussicht auf Hülfe. Und es schien ihr zuweilen, als ob in dieser traurigen Verödung etwas Schicksalartiges läge. An jenem Morgen, wo sie von Albano herüberfuhr, waren die Felder mit Arbeitern angefüllt gewesen und Viehheerden mit großen Schaaren berittener Hirten waren über die Ebenen dahingeschweift. Was war aus Allen diesen geworden? Das plötzliche Geläute von hundert Glocken, die in beinahe wilder Verwirrung durcheinander schallten, unterbrach die Stille und schien selbst die Wände von ihrem Getöse erzittern zu lassen. Der großartige Chor wurde lauter und lauter und der Schall schien sich von der Erde zum Himmel zu erheben und den Raum mit seiner feierlichen Musik auszufüllen, und endlich brachen sich die herrlichen Klänge eines vollen Orchesters Bahn, welche näher und immer näher kamen. Bald erschien eine große Procession, die nur die Stadtthore verließ und die Richtung über die Campagna einschlug. Man sah Paniere und prächtige Baldachine, glänzend gekleidete Gestalten gingen unter ihnen und der Weihrauch erhob sich um sie in der stillen Luft des Sommerabends. Es war also ein Kirchenfest und diesem war ohne Zweifel die Stille und Verlassenheit zuzuschreiben, welche auf der Campagna herrschte.

Die Egypterin wendete sich mit einer stolzen geringschätzigen Kraftbewegung von dem Anblick ab und setzte

sich mit dem Rücken gegen das Fenster. Das graue Zwielicht, welches das Hereinbrechen der Nacht verkündete, begann sie zu umgeben, als sie ein leises Geräusch vernahm. Sie wendete sich um uud sah zwei ehrwürdige Mönche, deren braune Kapuzen und Kutten Franziscaner verkündeten, neben sich stehen.

„Sie sind unserer Obhut übergeben, edle Dame,“ sagte der Eine mit dem Tone der tiefsten Ehrerbietung. „Wir haben den Befehl, Ihnen ein höheres Geleit zu ertheilen.“

„Wohin, ehrwürdiger Bruder?“ sagte sie ruhig.

„Nach dem Kloster der heiligen Ursula jenseits der Tiber.“

„Ist es das Gefängniß der Inquisition?“ fragte sie.

„Es giebt keine Inquisition, es giebt keine Gefängnisse,“ murmelte der andere Mönch. „Diejenigen, welche ehemals Züchtigung fanden, werden jetzt mit Liebe und Sanftmuth zurückgerufen.“

„Sie werden unter gnter Obhut sein und mit Güte behandelt werden, edle Dame,“ sagte der Andere.

„Es ist mir gleichgiltig, ich bin bereit,“ sagte sie, und sie stand auf und schickte sich an, ihnen zu folgen.

In dem Briefwechsel, auf welchen ich mich bereits bezogen habe, befindet sich ein Schreiben an Sir Horace Mann, britischer Gesandter zu Florenz, worin auf diesen Vorfall Bezug genommen wird. Soll ich gestehen, daß ich ohne diese historische Anspielung schwerlich den Leser durch Etwas gelangweilt haben

würde, was am Ende doch nur eine bloße Episode meiner Geschichte ist? Seymour schreibt: „So weit ich erfahren kann, ist das auf diese Anklage der Zauberei hier verhaftete Weib keineswegs eine britische Unterthanin, wie ich Ihnen Anfangs mittheilte, obgleich gute Gründe vorhanden sind, um sie für eine Spionin der Jacobinersache zu halten. Alle meine Bemühungen, sie zu Gesicht zu bekommen, sind ebenfalls fehlgeschlagen, und ich kann nicht einmal ermitteln, wo man sie gefangen hält. Man sagt, daß sie den jungen Chevalier behext habe, aus dem man einen Prinzen des Hauses Stuart machen will, und daß sie auf diese Weise das Spiel, welches die Jesuiten vor=hatten, gänzlich verdorben hätte. Das gemeine Gerücht fügt die ungeheuren Belohnungen hinzu, die sie für die Entzauberung des jungen Mannes fordert &c., aber glaubwürdigere Berichte deuten an, daß ihre ganze Schlauheit nothwendig sein wird, um selbst hindurchzuschlüpfen. Daß sie unbeschränkte Reichthümer besitzt und von unvergeichlicher Schönheit, ein Wunder von Gelehrsamkeit und Talenten ist, sind Sie natürlicher Weise gefaßt, zu hören. Wäre ich doch im Stande, mein eigenes bescheidenes Zeugniß über einen von diesen Punkten hinzuzufügen. Weder Alberoni noch Casali hat sie gesehen, und Sie können sich daher leicht vorstellen, wie hoffnungslos meine Aussichten sind.

„Es ist sehr schwer, in unseren Zeiten solche Dinge zu glauben, aber sie sind so. Und heute früh

hat man mir gesagt, daß dem „Prinzen“, — verzeihen Sie mir den Titel — ihr Besuch so wohlgethan habe, daß er seinen ganzen ehemaligen Trübsinn von sich geworfen hat und munter und froh umhergeht. Hierüber kann ich mich nicht aussprechen, denn Se. königliche Hoheit ist nach Caraffa's Villa zu Orvieto gegangen, um seine Gesundheit vollständig wieder zu erlangen und lebt dort in der strengsten Abgeschiedenheit.

„Die Sache hat so viele Seiten, daß die eine oder andere derselben ganz Rom während der letzten fünf bis sechs Wochen beschäftigt hat und wir jetzt umhergehen und einander fragen: Wird der Prinz Guglia Ridolfi, die Nichte Caraffa's, heirathen? Wird er jemals König von England sein? Wann wird man ihn krönen? Wann wird man die Hexe verbrennen? Ueber das letztere Ereigniß, wenn es Zeichen des Bevorstehens blicken läßt, soll ich im Voraus unserem Feunde Horatio gebührend Nachricht ertheilen, der, wenn es die Zeit gestattet, von England herüberkommen würde, um die Ceremonie zu sehen.

„Es ist mein Glaube, daß Mr. Pitt dieses Frauenzimmer vortheilhafter benutzen würde, als sie zu einem Feuerbrand zu machen, wenn sie nur die Hälfte von der Schlauheit und dem Scharfsinne besitzt, welchen ihr die Welt zuschreibt. Die Priester dulden keine Rivalen und erlauben keine Taschenspielerstreiche außer ihren eigenen. Das arme Geschöpf! Ist es nicht am

Ende möglich, daß sie eher eine Enthusiastin als eine Betrügerin wäre?

„Ueber den Chevalier selbst habe ich nichts hinzuzufügen. Ich habe ihn am Donnerstag zu Pferde gesehen und muß gestehen, daß er graziös und gut auf seinem Thiere saß. Er ist von mannhaftem Aeußern und erinnert auf das Angenehmste an die Züge seiner Familie, wenn sie seine Familie ist. Er stieg bei der Trajanssäule ab, um den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, der dort Ochsen segnete, da es das Fest des heiligen Martin ist, welcher diese Thiere beschützt. Und als er niederkniete und wieder aufstand und dann die Nobelgarde begrüßte, welche vor ihm präsentirte, lag in seinem Benehmen eine Würde und Eleganz, die allen Beobachtern auffielen, und ich wunderte mich nicht, als mir Atterbury's Neffe in das Ohr flüsterte: „Der Holländer hätte es gewiß nicht so thun können."

Hier verbreitete sich der Briefsteller in einer kleinen Dissertation über die Nutzlosigkeit bloßer persönlicher Vorzüge in Zeiten wirklicher Unruhe; der Leser wird mir sicherlich verzeihen, wenn ich ihm nicht auf dieses Feld folge, und hiermit verabschiede ich mich von der Correspondenz und kehre zu meiner Geschichte zurück.

Elftes Kapitel.

Intriguen.

Das Leben des Menschen ist passend mit dem Laufe eines Baches verglichen worden, der bald hell, bald trübe ist, bald in freudiger Freiheit dahinsprudelt, bald seinen unruhigen Lauf zwischen Untiefen und Felsen nimmt. Aber in keiner Beziehung läßt sich das Bild mit größerer Wahrheit anwenden, als in den stillen, bewegungslosen Zwischenräumen, wo der Impuls der Kraft verbraucht ist und die wellenlose Fläche dem reißenden Laufe des Flusses folgt. Es giebt wenig Männer, selbst unter den thätigsten und energischsten, die nicht solche Lebensperioden gekannt haben. Für Manche sind dies Zeiten der Concentration — Zeiten, die sie vortheilhaft dazu verwenden, um Pläne für die Zukunft zu ersinnen. Andere reiben sich in der ermüdenden Kleinlichkeit der Stunden auf und sehnen sich nach den Tagen der Thätigkeit und Mühe; und noch Andere giebt es, für welche diese Zwischenräume den

ganzen Zauber eines glücklichen Träumers haben und die es lieben, sich einer Seligkeit hinzugeben, wie sie sie in der geschäftigen Welt nie genießen können.

Zu diesen Letzteren gehörte Gerald Fitzgerald als echter Schüler derjenigen, welche in dem Ideal und der Welt der Phantasie ihre Zuflucht gegen die Uebel des wirklichen Lebens finden. Als er von seinem Krankenbett aufstand, geschah es mit einem träumerischen undeutlichen Bewußtsein, daß er von hohem Rang und Stand sei, daß seine Ansprüche, wenn sie auch jetzt schlummerten, später zugestanden werden müßten, daß für die große Rolle, die er spielen sollte, nur noch die Zeit fehlte. Was die Vergangenheit betraf, so war sie ein Traumland, in welches er sich nur mit Furcht wagte. Umsonst fragte er sich, wie viel davon wahr oder falsch sei, ob dieses Ereigniß sich wirklich zugetragen, ob jener Mann wirklich gelebt habe? Die Phantasien eines fieberischen Kopfes vermischten sich mit den furchtbaren Wirklichkeiten, die er durchlebt hatte, und viele seiner bloßen Einbildungen nahmen seinen Glauben lebhafter in Anspruch, als manche von den wirklichen Ereignissen seines bewegten Lebens.

Seine Genesungszeit verstrich in der Villa des Cardinals zu Orvieto, und wenn irgend etwas die seltsame Verwirrung hätte vermehren können, welche auf ihm lastete, so war es der eigenthümliche undeutliche Eindruck, den sein Geist von dem Orte selbst bewahrt hatte. Die Gärten, Springbrunnen, Statuen

kamen ihm sämmtlich wie vertraute Bekannte vor. Wie waren sie ihm aber bekannt geworden? Während er durch die großen Zimmer wandelte, fielen ihm Gegenstände als Bekannte auf, und doch hatte der Pater Massoni zu ihm gesagt: „Orvieto wird sie interessiren, Sie sind niemals dort gewesen," und Se. Eminenz brachte ihn durch seine Einladung auf den gleichen Gedanken. Er sann Tagelang über diese Schwierigkeit nach und fortwährend kehrte in seinem Geiste die Frage wieder: „Giebt es in meinem Wesen irgend ein inneres Bild von alledem, was mir im Leben begegnet? Braucht das Dasein nur ein Tableau aufzurollen, von dem jede Einzelnheit in meinem Herzen eingegraben ist? Haben auch andere Menschen diese Krämpfe in ihrem Geiste? Werde nur ich durch irgend einen krankhaften Zustand der Erinnerung auf diese Weise gepeinigt und muß ich dadurch Abhülfe suchen, daß ich mich bemühe, zu vergessen?" Dieser innere Kampf machte ihn täglich schweigsamer und nachdenklicher. Er konnte stundenlang wortlos dasitzen und die Zeit glitt geradezu wie im Schlafe dahin.

Wurde Gerald's Leben in dieser Thatlosigkeit zugebracht, so waren dagegen die Tage des Paters Massoni vollkommen mit Beschäftigung ausgefüllt. Die aus Irland einlaufenden Nachrichten waren schon längst von der entmuthigendsten Art gewesen. Die große Sache, welche der Führung der Kirche und solcher Männer, denen die Kirche vertrauen konnte, hätte

übergeben werden sollen, war schmachvoll in die Hände einer Partei verrathen worden, die alle Grundsätze der französischen Revolution in sich eingesogen hatte, Männern, die in den schmähligen Lehren Voltaire's und Volney's unterrichtet waren und die sich offen dazu bekannten, eine Kirche noch mehr zu hassen, als selbst eine Monarchie. Wie der Norden von Irland im Aufstande die Führung übernommen — wie die Presbyterianer, die abgesagten Feinde des Katholicismus, sich um die Sache der Empörung geschaart — wie sämmtliche thätige, eifrige und thatkräftige Führer zu jener Klasse und zu jenem Glaubensbekenntniß gehörten, hatte der Priester Carrol ihm mitgetheilt. Und es bedurfte der Andeutungen und Commentare des Priesters nicht, um dem klugen Jesuiten alle Gefahren bemerklich zu machen, die dies verkündete. War es zu spät, um diesen Uebeln entgegen zu wirken? Durch welches Mittel konnten die Menschen von der verderblichen Bethörung jener entsetzlichen Lehren zurückgeführt werden? Wie sollte die Fahne des Glaubens in das Vordertreffen der Bewegung gebracht werden? Dies waren die Gedanken, die unablässig seinen Geist beschäftigten. Die Franzosen waren gern bereit, den Irländern zu helfen, die Holländer ebenfalls, aber die Einmischung würde die Sache, um welche sich der Pater kümmerte, nur benachtheiligt haben. Ebenso wenig wagte er es, diese Zweifel dem Cardinal anzuvertrauen und um seinen Rath darüber zu bitten, da er Sr. Emi-

nenz die Lage Irlands fortwährend in einem ganz anderen Lichte dargestellt hatte. Er hatte ihm gelehrt, die Nation für den Glauben eifersüchtig, von England grausam bedrückt, von Haß gegen die sie beherrschende Dynastie erfüllt und begierig nach der Rückkehr der Stuarts ausschauend zu halten, wenn noch ein Mitglied der Familie lebte, um die Traditionen jenes berühmten Hauses anzuknüpfen. Durch vorgeführte Beispiele und eine nicht geringe Ueberredungskraft war es ihm endlich so weit gelungen, daß er die Sympathien Sr. Eminenz für den Jüngling persönlich erregt hatte, und jetzt sann er darüber nach, durch welche Mittel er das Interesse vermittelst einer Heirath Gerald's mit der schönen Guglia Ridolfi auf das Höchste steigern könnte.

Dies war ein Project, welches zwar oft zwischen ihnen indirect angedeutet, aber doch nie ernsthaft behandelt worden war, und Massoni wußte nur zu gut, daß bei Caraffa der Erfolg ein bloßer Zufall war, und daß er den einen Tag mit Hohn dasjenige zurückweisen würde, was er den andern bereit war, mit Freuden und Begierde anzunehmen. Ueberdies machten die düsteren Nachrichten, die der Pater fortwährend aus Irland erhielt, denselben abgeneigt, irgend eine unnöthige Gefahr zu laufen. Wenn der Chevalier nicht dazu bestimmt war, eine große Rolle in der Welt zu spielen, so würde der Cardinal nie eine Verbindung verziehen haben, die weder Reichthum noch

hohe Stellung verlieh. Die unfruchtbare Ehre einen Prinzen des Hauses Stuart seinen Neffen zu nennen, würde ihm die Erhaltung eines abhängigen Mannes, der von seiner Unterstützung lebte, nicht vergolten haben. Gegen diese Rücksichten stellte sich die Berechnung, inwiefern die Sache Fitzgerald's durch die Hülfe eines solchen Mannes wie Caraffa unterstützt werden könne, wenn er sich einmal durch Alles, was ihm persönlich nahe und theuer war, zur Erringung des Erfolges verpflichtet hielt. Konnte nicht der große Kirchenfürst dann dazu bewogen werden, die Sache zum Hauptgegenstande aller seiner Wünsche zu machen?

Der Cardinal war einer von den Männern — und sie sind zahlreich genug, um eine Klasse zu bilden — die sich vorstellen, daß sie jeden Erfolg, den sie im Leben erringen, auf die eine oder andere Weise ihrer eigenen bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Fernsicht verdanken. Ihr Egoismus macht sie für alle Hülfe blind, welche die Andeutungen Anderer ihnen gewährt hat, und sie gelangen auf diese Weise zu einer wahrhaft wunderbaren Selbstgefälligkeit. Massoni ging jetzt eifrig und thätig ans Werk, diese Charaktereigenthümlichkeit zu benutzen. Er wußte recht gut, daß der Plan für den Cardinal einen unwiderstehlichen Reiz haben würde, wenn er sich nur erst einbildete, daß die Verbindung seiner Nichte mit dem Chevalier ein von ihm selbst ersonnener Plan — ein solcher sei, an den nur ein Mann von seiner tiefen Feinheit und

Klugheit je hätte denken können. Der schlaue Pater sann lange über diesen Plan nach und stieß endlich auf ein Auskunftsmittel, welches ihn hoffnungverheißend erschien. Unter den vielen Agenten, die er in Europa beschäftigte, befand sich einer, der sich der Graf Della Rocca nannte, ein Mensch von unredlicher List und Unverschämtheit, der, obgleich er von dem niedrigsten Herkommen und der zweifelhaftesten Moralität war, doch wirklich festen Fuß unter den Höchsten und Exclusivsten der französischen Royalisten gefaßt hatte. Er war häufig mit vertrauten Botschaften zwischen den Höfen von Frankreich und Spanien beauftragt gewesen und hatte sich eine höfische Miene und Haltung angewöhnt, die durch etwaige Schüchternheit oder Bescheidenheit von seiner Seite nichts verlor.

Es war Massonis Plan, gegen den Cardinal vorzugeben, daß Della Rocca von dem Grafen von Artois mit dem St. Ludwigsorden für den Chevalier und einer geheimen Mission, den jungen Stuartschen Prinzen über seine Bereitwilligkeit zu sondiren, sich mit dem Hause Bourbon durch eine Heirath zu verbinden, nach Rom geschickt worden sei. Für eine solche vorgebliche Sendung paßte der Graf vollkommen. Er war hinlänglich mit den Gewohnheiten vornehmer Leute bekannt, um ihre Worte richtig darzustellen, und da er den halb zweideutigen Ton, welchen Diplomaten von niedrigem Grade affectiren, vollkommen an-

zuschlagen wußte, so war er vortrefflich geeignet, die ihm angewiesene Rolle zu spielen.

Um der Sendung größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, war es nothwendig, daß auch der Cardinal York in der Täuschung mitbegriffen werden sollte. Aber es gab nichts Leichteres, als Se. königliche Hoheit zu täuschen. Einige gut gedrechselte Complimente von „seinen theuren Vettern von Frankreich," ein paar kleine Anspielungen auf die alte Zeit zu St. Germains, wo die verbannten Stuarts lebten, und ein nachgeahmtes Billet in der Handschrift des Grafen Artois waren vollkommen hinlänglich, um das Vertrauen des alten Mannes zu gewinnen. Der zweite Schritt war der, dem Cardinal Caraffa Della Rocca's Ankunft mitzutheilen, und dies that Massoni mit gebührender Heimlichkeit, indem er andeutete, daß das Ereigniß ein solches wäre, über welches er die Willensmeinung Sr. Eminenz zu erfahren wünsche.

Theils aus beleidigtem Stolz, weil er nicht selbst von dem Gesandten aufgesucht worden war, theils auch, um gegen Massoni die Eifersucht zu verhehlen, die er stets wegen des hohen Ranges des Cardinals York gefühlt hatte, behauptete Caraffa, daß die Nachricht für ihn nicht das geringste Interesse besäße, daß die Gefühle, die er für den jungen Chevalier hege, einfach Diejenigen wären, die ihm ein aufrichtiges Mitleid eingäbe, daß er nie von einer so hoffnungslosen Sache gehört habe, daß, selbst wenn mächtige Ver-

bündete bereit wären, seine Ansprüche zu unterstützen, die eigenen Charaktermängel des jungen Mannes ihre Absichten vereiteln würden; daß er nach Allem, was er hören könne — denn von ihm selbst gestand er, nichts erfahren zu haben — Gerald der letzte Mann in Europa wäre, ein Unternehmen auszuführen, welches große Kühnheit und fortwährende Erfindungsgaben erheische, kurz, daß man seine Partei nur aus tiefem Mitleid nehmen könne.

Die Mühe, welche er sich gab, um Massoni Alles dies darzulegen, überzeugte den Pater, daß es nicht die wirkliche Ansicht Sr. Eminenz sei, und er war nicht überrascht, als er an dem Abend des Tages, wo er die Nachricht mitgetheilt hatte, eiligst in den Palast des Cardinals gerufen wurde.

„Die erste Miene ist gesprungen," murmelte Massini, als er den Befehl las und sich anschickte, ihm zu gehorchen.

Der Cardinal befand sich in seinem Studirzimmer, als der Pater ankam und fuhr fort, in dem Zimmer auf und ab zu schreiten, während er Massoni nur ein paar kurze Worte zuwarf, als dieser eintrat und ihn begrüßte.

„Der alte Cardinal Monga hatte das Sprüchwort, daß die Jesuiten sicherlich ganz Europa in Brand stecken würden, wenn man nicht Arbeit ausfindig machte, um sie zu beschäftigen. Hatte die Bemerkung nicht etwas Wahres, Pater Massoni? Antworten Sie mir

offen und ehrlich, denn Sie kennen die Gesellschaft gut." Dies waren die Worte, womit er ihn anredete.

„Wenn Se. Eminenz die Beispiele aufgezählt hätten, wo die Weisheit und der Eifer der Jesuiten die Welt aus Gefahren errettet hat, so würde es ein passendes Thema für seine Weisheit gewesen sein."

„Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich überall einmischen," sagte der Cardinal hochfahrend.

„Das thun die Matrosen auf dem vom Sturm umhergeworfenen Schiffe ebenfalls. Der gute Samaritaner belästigte sich mit dem, was ihm nichts anging, wie Andere gesagt haben würden."

„Ich will mich darüber in keine Discussion einlassen," sagte Se. Eminenz kurz. „Die Welt hat ihr eigenes gemeines Urtheil über Ihren Orden gefällt und ich wenigstens stimme der Majorität bei." Er hielt ein paar Sekundeu lang inne und sagte darauf mit gereiztem Tone: „Was ist die Geschichte, von der Rom voll ist, in Bezug auf ein egyptisches oder griechisches Weib, das man auf einen Befehl von dem heiligen Officium hier verhaftet hat und gefangen hält? Man mischt Ihren Namen unter die Sache."

„Eine schwere Anklage, Eminenz, satanische Besessenheit und Zauberei —"

„Massoni," unterbrach ihn Caraffa mit einem boshaften Zwinkern seines dunkles Auges, „ich bitte Sie zu bedenken, daß wir allein sind. Was verstehen Sie denn unter Zauberei?"

„Wenn ich Ew. Eminenz sagte, daß ich nach einer gewissen Zusammenkunft mit Ihnen fortgegangen sei und mich davon überzeugt habe, daß in Ihrem Herzen andere Gefühle walteten als diejenigen, die Sie gegen mich an den Tag gelegt hatten, daß Sie das eine nur halb enthüllt, das andere gänzlich ignorirt, hier Leichtgläubigkeit, dort Unglauben geheuchelt hätten, so würde sich meine Klugheit, möchte ich nun Recht oder Unrecht haben, in eine bloße gewöhnliche Gabe aufgelöst haben — in die durch Uebung erlangte Gewohnheit eines Mannes, der darin geschickt ist, Beweggründe zu entziffern. Wenn ich aber, während ich wie jetzt in Ihrer Gegenwart dastehe, mit einem Argument oder einer Abstraction Ihr ganzes Herz vor mir aufthun und darin lesen könnte, wie in einem Buche, und wenn ich Sie dabei in Umstände versetzte, worin ihre geheimsten Empfindungen sich Luft machen müßten, so daß mir keine Falte ihrer Natur fremd blieb, wie würden Sie dann einen solchen Einfluß nennen?"

„Was Sie da beschreiben, hat nie existirt, Massoni. In jedem Jahrhundert hat es Taschenspieler und Charlatans gegeben, die eine solche Macht zu besitzen vorgaben, aber sie haben keine anderen Leute getäuscht, als die unwissende Menge."

„Was sagen Sie dann, wenn ich an die Sache glaube? Was sagen Sie, wenn ich die Macht dieses Weibes geprüft und sie erwiesen habe? Was sagen

Sie, wenn Alles, was sie vorausgesagt hat, ohne Ausnahme eingetroffen ist, wenn sie sich in keinem Tage, keinem Datum, keiner Stunde geirrt hat? Ich will Ihnen ein Beispiel davon geben. Ich hatte nicht die geringste Ahnung von Della Rocca's Sendung und ihrem Zweck hier in Rom. Daß die verbannte Familie von Frankreich Hoffnung genug hegte, um auf eine entfernte Zukunft zu speculiren, ließ ich mir nicht träumen. Und doch habe ich durch ihre Prophezeihung den Tag erfahren, wo er in Rom ankommen würde, das Hotel, in dem er absteigen, die Schritte, die er thun würde, um eine Audienz bei dem Chevalier zu erlangen; die Versuche, die er machen würde, um seine Mission vor mir geheim zu halten, ja sogar das Kleid, worin er sich mir vorstellen würde, kannte ich und war auf Alles vorbereitet."

„Alles dies konnte im Voraus abgemacht sein. Was giebt es Leichteres, als einen von den hier erzählten Umständen im Voraus zu entwerfen und durch die Täuschung Ihrer Leichtgläubigkeit Ihre Mitwirkung zu sichern?"

„Lassen Sie mich zu Ende sprechen. Ich frage, welcher Erfolg seinen Plan begleiten würde, und erfuhr, daß das Schicksal dies zweifelhaft gelassen habe — daß noch Alles von dem Willen eines Mannes abhänge, dessen Geist noch unentschlossen sei. Ich drang eifrig in sie, seinen Namen zu erfahren. Sie weigerte sich, es mir zu sagen, und gestand offen ein,

daß sie seinen Einfluß vereiteln würde, wenn es in ihrer Macht stände. Ich wurde erzürnt und spöttelte sogar über ihre vorgeblichen Kräfte und erklärte, wie Sie eben angedeutet haben, daß Alles, was sie mir gesagt, nichts weiter sein könne, als eine gut vorbereitete Intrigue. Nun, diesmal sollen Sie einen Beweis haben, sagte sie. Aber er soll nie wiederholt werden. Legen Sie jenen Bogen Papier dort wie einen Brief zusammen und versiegeln Sie ihn sorgfältig. Der Name, auf den ich angespielt habe, ist darin geschrieben! Ich schrak zusammen, denn das Papier zeigte keine Schrift — kein Wort, keine Sylbe — ich hatte es sorgfältig besichtigt, ehe ich es zusammenlegte. Dafür kann ich mein heiliges Wort geben."

„Nun, als Sie das Siegel erbrachen?" fiel der Cardinal ein.

„Ich habe es noch nicht gethan," sagte der Pater ruhig. „Hier ist der Brief gerade, wie ich ihn zusammengelegt und versiegelt habe. Von jenem Augenblicke an bis jetzt hat er nie meinen Besitz verlassen. Vielleicht könnte, wie Sie vermuthen würden, selbst dies ein Taschenspielerkunststück sein. Es ist möglich, Eminenz, daß das Papier keine Schrift enthält."

„Lassen Sie sehen," rief der Cardinal, indem er den Brief nahm und erbrach. „Madonna!" rief er plötzlich, „schauen Sie her," und seine Finger deuteten zitternd auf das Wort „Caraffa," welches in kleinen

Buchstaben und mit sehr blasser Tinte mitten auf das Blatt geschrieben war.

„Und hierauf können Sie bei Ihrem Seelenheil schwören?“ rief Caraffa eifrig.

Er beugte sich nieder, bis seine Lippen das große goldene Kreuz berührten, welches der Cardinal auf der Brust trug und murmelte: „Bei diesem Zeichen schwöre ich es.“

„Ein solcher Einfluß ist dämonisch, das kann Niemand bezweifeln. Wer ist das Weib und woher kommt sie?“

„Was ich von ihrer Geschichte weiß, läßt sich kurz zusammenfassen,“ sagte Massoni, worauf er Alles erzählte, was er von der Egypterin gehört hatte und mit dem Schritte schloß, durch welchen er sie verhaftet und in dem Kloster St. Maria Maggiore am Tiber gefangen hatte.

„Es hat ein Jahrhundert gegeben, wo ein solches Weib auf den Scheiterhaufen geschickt worden wäre,“ sagte Caraffa heftig. „Ist es eine weisere Politik, die ihr verzeiht?“

„Ja, wenn durch ihre Vermittlung ein guter Zweck befördert werden kann,“ unterbrach ihn der Pater; „wenn durch das, was sie enthüllen kann, Irrthümer vermieden, Gefahren abgewendet und Erfolge erreicht werden können, kurz, wenn Satan als Sclave und nicht als Herr betrachtet werden kann.“

„Und warum sollte sie mir feindlich sein?“ unter=

brach ihn Caraffa, dessen Gedanken zu dem zurückkehrten, was ihn selbst persönlich betraf.

„Als treuer und erster Priester, als geehrter Fürst der Kirche müssen Sie Ihr Feind sein," sagte der Pater. Und obgleich die Worte mit dem ganzen Anschein der Aufrichtigkeit gesprochen wurden, spähten doch die dunklen Augen des Cardinals scharf und streng im Gesicht des Jesuiten umher. Caraffa schien jedoch keine Zweideutigkeit in seinem Wesen wahrzunehmen und wendete sich einer andern Gedankenrichtung zu, indem er sagte: „Haben Sie sie über die Aussichten des jungen Mannes befragt?"

„Sie will nicht davon sprechen," war die kurze Antwort.

„Sind sie einander begegnet?"

„Einmal, nur ein einziges Mal, und sein Gedächtniß bewahrt von der Zusammenkunft nicht die geringste Spur, da sie während seines Fiebers erfolgte, wo sein Geist in der Ferne umherschweifte."

„Könnte ich sie sehen, ohne bemerkt zu werden? Könnte ich selbst mit ihr sprechen?"

Massoni schüttelte zweifelhaft den Kopf. „Gegen ihre Kunst würde keine Verkleidung etwas nützen."

Caraffa hing seinen Gedanken lange nach und sagte endlich: „Ich wünsche sehr, sie zu sehen, selbst wenn ich nicht mit ihr spreche. Was meinen Sie dazu, Massoni?"

„Es soll geschehen, was Ew. Eminenz beliebt,“ lautete die demüthige Antwort.

„Das weiß ich auch, Pater. Aber ich verlange jetzt Ihren Rath; was würden Sie dazu sagen?“

„So viel ich vermuthen kann,“ entgegnete der Pater vorsichtig, „ist es ihre wunderbare Gabe, Einfluß auf Diejenigen auszuüben, mit denen sie in Berührung kommt — eine directe, handgreifliche Herrschaft. Selbst ich, so kalt und leidenschaftslos ich auch bin, so wenig gewohnt ich bin, zu fühlen und der ich längst jenseits des Reichs einer solchen Bezauberung war — selbst ich habe erkannt, was es heißt, einer so seltsam begabten Natur entgegen zu stehen.“

„Das sind reine Einbildungen, Massoni.“

„Einbildungen, die die Gewalt von Ueberzeugungen haben. Ich für meinen Theil, dem Vieles anvertraut worden ist, was die Welt nicht zu wissen braucht und nicht wissen darf, möchte mein Herz einer Person wie sie nicht gern darlegen.“

„Selbst wenn es so wäre, wie Sie sagen, Massoni, was könnte Ihr dann die Kenntniß nützen? Denken Sie einen Augenblick daran, welche seltsamen Geheimnisse des menschlichen Herzens jeder Dorfpfarrer in seiner Verwahrung hat, wie er Tiefen ergründet, in geheime Schluchten gedrungen ist, deren Besitzer ihr Vorhandensein nicht kannte, bis sie ihm durch seine strengen Nachforschungen enthüllt wurden. Und doch, wie werthlos, wie nichtig, wie wirkungslos in

dem großen Spiele des Lebens erweist sich diese Kenntniß. Wenn sie Macht wäre, so würden diejenigen Männer, die sie besitzen, die Welt beherrschen."

„Und das könnten sie auch," fiel Massoni ein, „wenn sie die Kenntniß, die sie jetzt in dem kleinen Kreis des Familienlebens zerstreuen, auch den großen Ereignissen des Lebens anpassen wollten. Wenn sie dieselben Triebfedern, wodurch sie jetzt Eifersüchteleien erregen, Leidenschaften anfachen, gerechten Verdacht einschläfern und Mißtrauen erregen, auf die Politik anwenden wollten! Während sie Pulver genug haben, um eine Festung in die Luft zu sprengen, begnügen Sie sich damit, es in Feuerwerken zu zersplittern! Nun der Orden, dessen unwürdiges Mitglied ich bin, hat die Pflicht anders betrachtet."

„Die Welt erkennt ihren Eifer an," sagte der Cardinal schlau.

„Die Welt ist ein undankbarer Zwingherr. Sie verlangt, daß ihr Werk gethan und daß es ihr dann freistehen solle, Diejenigen herabzusetzen, welche für sie gearbeitet haben."

Ein gewisser herausfordernder Ton, der in diesen Worten lag, verursachte auf mehrere Minuten eine unangenehme Pause. Endlich sagte Caraffa leicht hingeworfen: „Wovon sprachen wir vorhin? Kehren wir dazu zurück."

„Wir sprachen von dem Grafen Della Rocca und seiner Mission."

„Sehr wahr. Sie sagten, daß er den Chevalier zu sehen und ihm seine Schreiben zu übergeben wünsche. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Die Straße nach Orvieto ist vortrefflich und mein armes Haus dort ist vollkommen im Stande, selbst einem so vornehmen Besuche Gastlichkeit zu gewähren.“ Trotz aller seiner Bemühungen, ruhig zu erscheinen, sprach der Cardinal auf eine abgestoßene Weise, welche einen sehr getrübten Geist verrieth.

„Ich wußte nicht, Massoni,“ fuhr er fort, „daß die Angelegenheit mich etwas anginge, und es ist kein Anlaß vorhanden, mich darüber zu Rathe zu ziehen.“ Diese Worte entlockten dem Pater keine Antwort und derselbe fuhr fort, den Kirchenfürsten ruhig anzublicken und die Aufregung zu beobachten, die ihn mehr nnd mehr beunruhigte.

„Ich nehme natürlicher Weise an,“ sagte der Cardinal wieder, „daß die Gesundheit des Chevaliers bereits so befestigt ist, daß diese Zusammenkunft ihm keinen Schaden bringen kann; daß er vollkommen im Stande ist, Fragen, die seine ernstesten Interessen betreffen, zu besprechen. Sie hören häufig von ihm und können mir über diesen Punkt Gewißheit geben.“

„Ich stehe in fast täglichem Briefwechsel —“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn Caraffa.

„Ich stehe in fast täglichem Briefwechsel mit dem Chevalier und kann dafür bürgen, daß er vollkommen Gesundheit und Vernunft besitzt.“

„Diejenigen, welche darauf speculirten, daß er seiner Bestimmung nicht gewachsen sein würde, werden sich vielleicht in ihren Erwartungen getäuscht fühlen," sagte Caraffa mit leisem, forschendem Tone.

„Sie gestehen dies bereits zu, Ew. Eminenz. In den letzten Depeschen, welche Sir Horace Mann nach England gesendet hat, ist eine düstere Weissagung der Unruhe vorhanden, die ein so begabter und ehrgeiziger junger Mann dereinst England verursachen könnte."

„Ihre Freundin, die Marchesa Balbi übt also immer noch ihren Einfluß in der britischen Gesandtschaft?" sagte Caraffa mit schlauem Lächeln; „sonst würden Sie diese Ansichten des Gesandten nie erfahren haben."

„Ew. Eminenz erforscht alle Geheimnisse," antwortete der Pater unterwürfig und mit gesenktem Kopfe.

„Hat Sie Ihnen auch gesagt, was man von dem jungen Manne in England hält?"

„Nichts weiter, als daß großes Verlangen herrscht, ihn zu sehen und sich selbst zu überzeugen, daß er dem Hause Stuart ähnlich ist."

„Darüber kann kein Zweifel obwalten," fiel Caraffa ein. „Er besitzt keinen Blick, keine Geberde, keine Eigenthümlichkeit des Benehmens, keinen Ton der Stimme, den er nicht geerbt hätte."

„Das mag in Tagen der Verbannung und Widerwärtigkeit geringfüg erscheinen, aber es sind Docu-

mente, die das Glück selbst zum Vorschein bringt, wenn bessere Zeiten zurückkehren."

„Und glauben Sie wirklich immer noch an solche, Massoni? Sagen Sie mir mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der einem andern gegenübersteht, ohne Hehl und wenn Sie können ohne Vorurtheil — fahren Sie fort, Hoffnungen für ein glückliches Ende dieses jungen Mannes zu hegen?"

„Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, Eminenz," sagte der Pater zuversichtlich. „So lange ich ihn schwach und niedergebeugt, mit müden Blicken und erschöpftem Geist sah, fühlte ich, daß die Zeit fern war. Als ich ihn aber in der vollen Manneskraft wieder erblickte, wußte ich, daß sich seine Stunde näherte. Es bedurfte nur des Rufes — der Mann war bereit."

„Ach, Massoni, wenn ich das gedacht hätte, wenn ich es nur denken könnte!" rief der Cardinal, indem er den Kopf auf die Hand stützte und in tiefes Nachdenken versank.

Der schlaue Pater erlaubte sich nicht den Gedankengang zu unterbrechen, dessen Motive sämmtlich zu seinen eigenen geheimen Zwecken beitrugen. Er beobachtete ihn daher aufmerksam, aber schweigend. Endlich erhob Caraffa den Kopf und sagte: „Ich habe über jene Sendung Della Rocca's nachgedacht, Massoni, und es würde vielleicht gut sein — wenigstens wird es freundlich aussehen, wenn ich selbst nach Orvieto

hinübergehe und mit dem Chevalier spreche, ehe er ihn empfängt. Halten Sie den Grafen deshalb auf, bis Sie von mir hören — ich werde morgen früh aufbrechen."

Der Pater verbeugte sich und zog sich nach wenigen Momenten zurück.

Zwölftes Kapitel.

Der Garten zu Orvieto.

Kurz nach Tagesanbruch am nächsten Morgen kam der Courier des Cardinals in Orvieto mit der Nachricht an, daß Se. Eminenz noch am Abend zu erwarten sei. Es war in der That ein seltenes Ereigniß, wenn die Villa mit einem Besuche ihres fürstlichen Besitzers beehrt wurde, und die Geschäftigkeit und Aufregung der Vorbreitungen zu seinem Empfange war groß. Die gleiche Thätigkeit herrschte im Hause wie außer demselben. Es wurden Schaaren von Leuten in den Gärten, auf den Terrassen und den verschiedenen Anlagen beschäftigt, während man prächtige Zimmersuiten, die nur bei solchen großen Anlässen geöffnet wurden, jetzt schnell in Bereitschaft und Ordnung brachte.

Gerald schweifte in dieser aufregenden Verwirrung betroffen und verlegen umher. Wie kam es, daß er

sich einbildete, einst genau an dem gleichen Orte Etwas von ganz derselben Art gesehen zu haben? War dies ein neues Zuströmen der Phantasie, welche ihn fortwährend peinigte und sein Leben zu einem bloßen Kreislauf der gleichen Ereignisse machte? Während er von einer Stelle zur andern ging, wurde die Ueberzeugung immer stärker. Dies schien dieselbe Natur zu sein, die er auf ihr Piedestal hatte setzen helfen — hier der gleiche Springbrunnen, den er von Unkraut und abgefallenem Laub gereinigt hatte, die Blumen, die er eingerecht, die ländlichen Sitze, die er unter schattigen Bäumen aufgestellt hatte, Alles stieg in seiner Erinnerung auf und peinigte ihn durch die Schwierigkeit, es zu erklären. Während er die große Marmortreppe hinaufstieg und in den geräumigen Audienzsaal trat, schien eine ganze Scene der Vergangenheit den Raum auszufüllen. Das schöne Mädchen — noch ein Kind mit goldenem Haar und dunkelblauen Augen — stand wieder vor seinem Gedächtniß, und das Herz sank ihm, als er dachte, daß die ganze Erscheinung keine Wirklichkeit besessen haben könne.

Der schnelle Hufschlag herannahender Pferde lockte ihn plötzlich an das Fenster und er sah jetzt die im Galopp heransprengenden Vorreiter, denen in kurzen Zwischenräumen die Reisewagen folgten, welche jeder von sechs Pferden gezogen und von Dragonern escortirt waren. Gerald wartete nicht bis Se. Eminenz ausgestiegen war, sondern eilte nach seinem Zimmer,

um Toilette zu machen und seine Gedanken für die herannahende Zusammenkunft zu sammeln.

Der Chevalier war auf sein persönliches Aeußere etwas eitel geworden. Es war ein Stuartscher Zug, der ihm nicht unangenehm anstand. Und er kleidete sich jetzt mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt an. Sein Anzug bestand aus dunkelbraunem Sammt, über den er eine Schärpe von seinem Familientartan geworfen hatte; die Ordenskette, die ihm der Cardinal York gab, schmückte die Brust seines Kleides, und der prächtig ciselirte Dolch, welcher ehemals den Gürtel Prinz Carl Edward's geziert hatte, hing an seiner Seite.

Obgleich seine Toilette ihn eine ziemliche Zeit beschäftigt hatte, kam doch keine Aufforderung von Sr. Eminenz, die entweder seine Ankunft verkündete oder ein Gespräch verlangt hätte, und Gerald, den die Vernachlässigung halb schmerzte und halb auf die Vermuthung brachte, daß die Schuld möglicher Weise einem Mangel an Rücksicht von seiner Seite zugeschrieben werden könne, nahm endlich seinen Hut und verließ das Haus, um eine Wanderung durch den Garten anzutreten.

Während er gleichgiltig darin umherschweifte, gelangte er endlich auf einen berasten Hügel, von dem man eine weite Aussicht über eine große mit Olivenbäumen bepflanzte Ebene hatte, die ein schmaler Bach durchschnitt. Es war dasselbe Gehölz, durch welches

er vor Jahren gewandert war, als er aus der Villa entfloh, um sein Glück zu suchen. Einige undeutliche flüchtige Gedanken an die Ereignisse, den geschlängelten Pfad am Bache, die fernen Berge der Maremma beunruhigten ihn noch, als er einen leichten Schritt auf dem Kreiswege in seiner Nähe vernahm. Er wendete sich um und sah ein junges Mädchen lächelnd und mit ausgestreckter Hand auf sich zukommen. Der erste Blick zeigte ihm, daß sie ungemein schön und von einer Haltung war, die hohen Stand verkündete.

„Wer von uns soll „Willkommen" sagen, Chevalier? Auf alle Fälle muß Jemand von uns den Muth haben, es auszusprechen. Ich bin Ihr Gast oder Ihre Wirthin — was Ihnen am liebsten ist!"

„Die Contessa Ridolfi," sagte Gerald, indem er ehrerbietig ihre Hand küßte.

„Ich bemerke," sagte sie lachend, „daß Sie von meiner Dreistigkeit gehört haben und sofort meinen Namen errathen. Bedenken Sie aber, daß es mir unmöglich gewesen sein würde, auf diese Weise alle Förmlichkeiten mit einem Satze zu überspringen und Sie, wie ich jetzt thue, zu bitten, mich als eine Person zu denken, die Sie lange und genau gekannt haben, wenn ich gewartet hätte, bis mein Onkel mich Ihnen vorstellte."

„Ich bin außer Stande, zu entscheiden, ob die Ehre, die Sie mir erweisen, oder das Glück größer ist," sagte Gerald warm.

„Nun, so mag es das Glück sein, da die Ehre sicherlich von Ihrer Seite kommen muß," sagte sie mit dem gleichen halb sorglosen Tone. „Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich durch diese Gärten. Sie kennen Sie vermuthlich gut."

„Ich bin seit mehr als vier Monaten Ihr Gast, Contessa," sagte er mit einer Verbeugung.

„Unsere Villa wird auf diese Weise eine Stelle in der Geschichte erlangen und die Menschen sich ihrer als des Ortes erinnern, wo der junge Prinz verweilt hat. Erröthen Sie nicht, Chevalier, sonst würde ich denken, daß ich mich wegen meiner Dreistigkeit schämen müsse. Wenn Sie mich besser kennen, so werden Sie ersehen, daß ich so an das freie Reden gewöhnt bin, daß sich Niemand von meiner Aufrichtigkeit beleidigt fühlt."

„Sie sollen mich nie darüber klagen hören," sagte Gerald schnell.

„Nun, so sagen Sie mir offen, ob Ihnen diese Einsamkeit unerträglich geworden, ob Ihre Geduld bald von all den unredlichen Verzögerungen derjenigen erschöpft worden ist, welche sich Ihre Freunde nennen."

„Ich weiß nicht, worauf Sie sich beziehen. Ich bin schwach und erschöpft hierher gekommen, um mich von einer langen Krankheit zu erholen. Als mich das Fieber verließ, waren meine Kräfte so gesunken, daß ich Stille und Ruhe verlangte, und Beides fand ich in der Villa. Die ruhige Eintönigkeit, welche einen

Andern hätte langweilen können, beruhigte und tröstete mich. Ich habe nie bestimmen können, was in meinem vergangenen Leben wirklich, was bloßer Traum gewesen ist. Wenn ich in dem einen Momente für die Augen irgend eines Menschen fürstliches Blut und fürstlichen Stand zu besitzen schien, so konnte ich im nächsten nicht umhin, mich als einen bloßen Abenteurer ohne Freunde, Familie oder Heimath zu sehen. Ich würde die Welt für einen gütigen Freund gegeben haben, der das schwankende Gebäude meines Geistes befestigen, seine irren Phantasien zurückführen und mir hätte sagen können, wenn mein Verstand Recht hatte."

„Wollen Sie mich zu einem solchen Freunde annehmen?" sagte Giglia mit leiser, sanfter Stimme.

„O, fragen Sie mich nicht, wenn Sie es nicht im wirklichen Ernst meinen," fiel er schnell ein. „Ich kann mich gegen die ununterbrochene Nacht meiner Zukunft aufrecht erhalten; das wechselnde Licht einer trügerischen Hoffnung vermöchte ich nicht zu ertragen."

„Aber es braucht kein solches zu sein. An Ihnen ist es, zu entscheiden, ob Sie einen solchen Rathgeber annehmen wollen. - Vor Allem aber muß ich sagen," fügte sie hastig hinzu, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, „daß ich tiefer in Ihre Interessen eingeweiht bin, als Sie vielleicht wissen. Da mein Onkel, der Cardinal, mir das Vertrauen schenkt, mich mit Fragen bekannt zu machen, die sonst den Händen eines jun=

gen Mädchens nicht anvertraut zu werden pflegen, so habe ich den größten Theil der Sie betreffenden Correspondenz gesehen. Ja, und ich kann und will Ihnen sogar Abschriften davon zeigen. Sie sollen selbst sehen, was man Ihnen zu beurtheilen überlassen hat; ob es Ihrem eigenen Interesse besser entspricht, ein Ereigniß abzuwarten, welches vielleicht nie eintritt, oder kühn die Krisis herbeizuführen, auf welche Sie Andere warten lassen möchten. Endlich aber giebt es noch eine Rolle zu ergreifen, und diese ist vielleicht von Allen die kühnste.

„Und was mag dies sein?“ unterbrach sie Gerald begierig, denn sein Interesse war jetzt auf das Wärmste erregt.

„Dies muß für ein anderes Mal erspart bleiben,“ sagte sie schnell. „Hier kommt uns Se. Eminenz entgegen.“

Während sie noch sprach kam der Cardinal herbei, umarmte Gerald mit einem Gemisch von Zuneigung und Ehrerbietung, und küßte ihn auf die Wange.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Zeit zu Orvieto verging.

Schönste Leserin, ist es jemals dein Glück gewesen oder gehört es in den Bereich Deiner Erfahrung, auch nur von einer Person gehört zu haben, die in einem stillen, einförmigen Leben an einem einsamen Orte ein Paradies gefunden hat? — täglich neue Reize in der Landschaft zu erblicken — jedem leblosen Gegenstande das Interesse beizulegen, welches ihn zu einem Theil unserer selbst macht und zu fühlen — was der größte Triumph unter allem ist — wie unfruchtbar und nutzlos unser ganzes Leben bis dahin gewesen war und wie wir jetzt erst kennen gelernt hatten, was es heißt, glücklich zu sein? Wenn Du, wie gesagt, die Früchte dieser Kenntniß gekostet hast, so brauche ich Dir nicht zu erzählen, warum die schöne Guglia Ridolfi in Orvieto verweilte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es eine wahrhaft fürstliche Residenz war — ein echter Villapalast, wie

sie nur die Italiener zu bauen verstehen, und die Anlagen waren von einem Umfange, die zu dem Hause paßte. Auf allen Seiten Zierterrassen und Gärten mit geschmackvollen Alleen von Weinspalieren, die Schatten gewährten, und weiterhin ein dichter Tannenwald, der von langen Grasalleen durchschnitten war, die selbst in der Sonnenhitze Kühlung und Schatten gewährten. Diese schmalen Wege, die kaum Breite genug besaßen, um zwei Reiter neben einander gehen zu lassen, kreuzten sich fortwährend in dem dunklen Walde und waren ein vollkommener Typus der Einförmigkeit, da sie stets zwischen Wänden von dem gleichen dunklen Nadelholz hinführten und nur spärliche Blicke auf den blauen Himmel zwischen den übergewölbten Zweigen zu Häupten durchließen.

Wenn Guglia dort stundenlang mit Gerald umherritt, wenn sie oftmals stumm dahin wandelten, während man nicht einmal die Schritte auf dem glatten Rasen vernahm, so weißt Du vielleicht warum, und wenn Du es nicht weißt, wie soll ich Dich klüger machen, da ich zu solchen Beschreibungen kein Geschick besitze? Nun, es verhält sich gerade, wie Du es vermuthest. Das räthselhafte Kind des Glückes — die schöne Nichte des vornehmen Cardinals — die glänzende Guglia, deren Hand der höchste Preis von Rom war, hatte ein solches Interesse an Gerald und seinem Schicksal gefaßt, daß sie Orvieto nicht verlassen konnte.

Umsonst kamen dringende Einladungen von Albano und Terni, wo sie versprochen hatte, einen Theil des Herbstes zuzubringen; umsonst waren die munteren Beschreibungen der Freundinnen, die von den Freuden Castel-a-Mare's oder Sorrento's erfüllt waren. Die Geschichte der Festlichkeiten und Vergnügungen erschienen ihr dem Leben gegenüber, welches sie führte, ärmlich und sogar gemein. Sprecht von Illusionen, so viel Ihr wollt; die der Liebe ist die einzige, welche die Natur formt oder das Herz erhebt! Aus ihren Eingebungen entspringt der Heroismus des Größten oder die Poesie des Romantischsten. Während wir uns unmerklich in die Neigungen einer anderen Person einschleichen, müssen wir in unsere eigenen Herzen hinabsteigen, um die Geheimnisse zu finden, welche Erfolg erringen, und wie entschlossen bekämpfen wir Alles Widrige und Unwürdige in unserer Natur, einfach nur deshalb, um auf dem Altar, vor welchem wir knieen, ein reineres Opfer darbringen zu können.

Und dort auf diese Weise lebte sie, die geschmeichelte Schönheit — das junge Mädchen, für welches eine Atmosphäre der Huldigung und Bewunderung unerläßlich zu sein schien — dessen Anwesenheit in der Gesellschaft der großen Welt gesucht wurde und dessen Launen sogar Mode geworden waren. Dort lebte sie eine seltsame, halbträumende Existenz, woran jeder Tag dem anderen so ähnlich war, daß die Zeit keinen Maßstab für ihr Verstreichen besaß.

Die Bibliothek der Villa versah sie mit reichem Material zum Studium der Geschichte der Stuarts. Und in diesen Beschäftigungen verging ihnen der Morgen. Hier notirten sie sorgfältig die seltsamen Ereignisse, welche ihr Schicksal bestimmt hatte, und besprachen die Eigenthümlichkeiten, durch welche sie so tief in das Unglück gestürzt worden waren. Gerald, der jetzt seine volle Gesundheit wieder erlangt hatte, war ein vollkommener Typus des hohen Geschlechts, dem er entstammte, und die Aehnlichkeit lag nicht nur in dem Gesicht und der Gestalt, sondern auch alle kleinen Eigenthümlichkeiten Carl Edward's wiederholten sich in dem Sohne. Derselbe sanfte, nachgiebige Charakter, der mit Impulsen der wildesten Verwegenheit gemischt war und zuweilen von hartnäckigen Launen getrübt wurde. Er fühlte sich elend unter dem Gedanken, Jemanden gekränkt zu haben, und fast noch unglücklicher, wenn die Idee, Verzeihung erlangt zu haben, ihm ein Gefühl seiner eigenen Niedrigkeit einflößte. Er war einer von den Männern, deren Geist so viele Seiten besitzt, daß sie keinen festen Charakter zu haben scheinen. Selbst jetzt, wo er zum Gedanken des großen Schicksals, das ihm dereinst winken konnte, geweckt war — wo er sich seiner Geburt und Abstammung sicher fühlte — gab es Zwischenräume, worin ihn kein ehrgeiziges Gefühl bewegte, und er gern das bescheidenste Loos im Leben hingenommen hätte, wenn es nur Frieden und Ruhe versprach.

Seltsam genug hatte sich Giuglia eben wegen dieser Schwankungen und Temperamentsveränderungen so entschieden an sein Schicksal gefesselt gefühlt. Gerade das, was seiner Natur fehlte und was sie daran ersetzte, bildete das Band zwischen ihnen. Die Theorie in ihrem eigenen Herzen war die, daß Gerald, wenn er zu einer Anstrengung aufgerufen werde — sobald die Veranlassung die großen persönlichen Eigenschaften des Muthes und der Kühnheit verlange — sich vor Allem auszeichnen und der Welt als echter Stuart zeigen würde.

Während sie dieses glückliche Leben führten, war der Pater Massoni fortwährend thätig, Pläne für die Zukunft zur Reife zu bringen. Er hatte die Lage Irlands seit langer Zeit mit einer leisen Spannung beobachtet. Weit entfernt davon, daß der Widerstand gegen England den Charakter eines Kampfes zu Gunsten des Katholicismus angenommen hätte, hatte er mehr und mehr die Aehnlichkeit mit der großen Umwälzung in Frankreich angenommen, die alle Religionen und Glaubensbekenntnisse in ihren Abgrund zu verschlingen verhieß. Obgleich er zu Anfang des Kampfes einigermaßen darauf vorbereitet war, hoffte Massoni doch zuversichtlich, daß der Einfluß der Priester ebenso sicher das Volk zu den Fahnen der Kirche zurückrufen und das schließlich der Kampf nur der zwischen Rom und der Reformation sein würde. Seine jüngsten Nachrichten aus Irland dämpften die Gluth

solcher Hoffnungen auf das Betrübendste. Die Presbyterianer des Nordens — Männer, welche Feinde der Kirche genannt wurden — waren jetzt die angesehensten Führer der Bewegung, und wie konnte er erwarten, daß solche Männer einen Stuart zu ihrem König annehmen würden?

Der kluge Pater sann Tage und selbst Wochen lang über dieses schwierige Problem nach und suchte es auf die entgegengesetztesten Weisen zu lösen. Warum konnten nicht jene Nordländer, die stets in der Minorität sein mußten, zu Anfang des Kampfes benutzt und dann, wenn sich die Rebellion erklärte, aufgegeben und über Bord geworfen werden? Warum sollte man sie nicht zu der „verlornen Hoffnung" des Feldzuges machen und sich auf diese Weise ihrer gänzlich entledigen? Warum sollte nicht der Chevalier kühn seinen persönlichen Einfluß unter ihnen versuchen — künftige Belohnungen und Gunstbezeugungen versprechen — ja, noch mehr thun? Warum konnte er nicht geschickt ausstreuen lassen, daß er im Herzen weniger katholisch sei, als man allgemein glaube — daß die französischen Meinungen in seiner Natur tiefe Wurzel geschlagen und die Jugendlehren Mirabeau's ihre wahre Frucht getragen hätten? In Gerald's Erziehung und Denkungsweise lag Vieles, was diese Ansicht begünstigen konnte, wenn er sich nur bewegen ließ, das Spiel so zu treiben, wie man es ihm vorschrieb. Unter den Stuartschen Papieren, die Cardi-

nal York in Verwahrung hielt, befand sich ein merkwürdiges Memorandum über ein Project, welches ehemals der Prätendent in Bezug auf Charles Edward gehabt hatte. Es war ein Plan, ihn mit einer natürlichen Tochter Sir Robert Walpole's zu verheirathen und auf diese Weise die Gunst und selbst Unterstützung jenes Mannes — des mächtigen Freundes und Verbündeten der hannoverschen Sache zu erlangen. Der Jesuitenpater hatte dieses merkwürdige Document gesehen und hielt es für einen Entwurf von der feinsten und geschicktesten Diplomatie. Es hatte sogar seinen eigenen Eifer erregt, mit dem Scharfsinn zu rivalisiren, Gerald der presbyterianischen Partei als einen Mann vorzustellen, der insgeheim gleiche Ansichten mit ihnen hege; sie, die sich in der Minorität befanden, sich einbilden zu lassen, daß das künftige Geschick des Landes in ihren Händen liege, kurz, sie in das Vordertreffen des Kampfes zu treiben, damit sie zwischen zwei Feuern ständen. Dies war sein großer Plan. Die einzige Schwierigkeit lag nur darin, den jungen Chevalier auf die Rolle, die er spielen sollte, vorzubereiten und ihn mit ihrer Doppelzüngigkeit auszusöhnen.

Diesen Zweck verfolgte er mit Eifer und Nachdruck, indem er Gerald's Geist mit Ideen von der Größe seines Hauses, dem fürstlichen Erbe, welches dasselbe besaß und dessen hohen Rang in Europa anfüllte. Er sorgte für Alles, was den Eifer des jun-

gen Mannes anfeuern und seinen Geburtsstolz befriedigen konnte. Mit jedem Tage that er auf seinem Wege einen Schritt vorwärts, indem er Gerald's eigene Stellung gegen ihn selbst erhöhte und ihn durch vorgebliche Beschäftigung eine größere Wichtigkeit in seinen eigenen Augen verlieh. Massoni unterhielt eine ausgebreitete Correspendenz in ganz Europa. Es gab keinen kleinen Hof, an dem er nicht einen vertrauten Agenten besessen hätte. Es war leicht genug, diesem Briefwechsel eine eigenthümliche Färbung zu ertheilen. Auf das erste Zeichen von ihm konnte er sicher sein, daß der Wink befolgt werden würde, und jetzt verbreiteten sich alle Briefe, die aus Spanien, Portugal, Neapel und Wien einliefen, über den einen Gegenstand und schienen nur von einem Gedanken erfüllt zu sein — den an den jungen Stuart und sein Schicksal. Alle diese Briefe wurden, wie sie einliefen, von Massoni durch besondere Couriere an Gerald befördert, die mit einer Eile ankamen, welche die äußerste Wichtigkeit anzudeuten schien. Der Pater bekleidete mit dem ihm eigenen Scharfsinn diese Correspondenz mit allen Charakterzeichen einer mächtigen politischen Maschinerie und ersuchte Gerald um seine persönliche Entscheidung darüber, so daß er den jungen Mann dazu veranlaßte, sich für den Mittelpunkt eines großen Unternehmens zu halten.

So gut er auch von Guglia Ridolfi unterstützt wurde, für welche diese Arbeit ebenfalls eine köstliche

Beschäftigung war, reichte doch der Tag oftmals für die ihnen vorliegenden Geschäfte nicht hin; und statt der langen Spazierritte in dem Fichtenwalde oder den Spaziergängen im Garten war oftmals ein kurzer Galopp vor dem Diner, der mit dem ganzen Genuß einer Festtagsfreude für sie begleitet war, die einzige Erholung, die sie sich gestatteten. In dieser Art des Daseins lag ein Zauber, welcher ihr ganzes bisheriges Leben, so glücklich es auch gewesen war, im Vergleich nüchtern und werthlos erscheinen ließ. Wenn die wirkliche Macht für Diejenigen, die einmal ihre Vorrechte genossen haben, einen unwiderstehlichen Reiz besitzt, so hatte selbst der Schein derselben einen wunderbaren Zauber.

Der Egoismus zu Zweien, wie ein witziger französischer Schriftsteller die Liebe nennt, wurde ferner in seiner Anziehungskraft durch die Idee eines gemeinschaftlich geübten Einflusses erhöht. Wie es eines von den unabänderlichen Resultaten der großen Leidenschaft ist, die Menschen sich selbst gegenüber höher zu stellen, so unterstützte auch die anscheinende Wichtigkeit, die sie auf diese Weise erlangten, ihre Liebe zu einander. Von den Luftschlössern ihres Geistes war das eine ein königlicher Palast, der von allem Pomp und Glanz der Majestät umgeben war. Wer möchte wohl sagen, daß dies nicht ein Gegenstand für ein Zaubermährchen der Phantasie gewesen sei?

Müssen wir das unliebe Geständniß ablegen, daß

Gerald nicht sehr verliebt war? Obgleich er fühlte, daß das Leben, welches er führte, ein wahrhaft tröstliches sei? Guglia besaß große Reize, ja die größten. Sie war sehr schön, ihre Gestalt die Vollkommenheit der Anmuth und des Ebenmaßes, ihr Gang, ihre Stimme und ihr Wesen, war Alles, was der Wählerischste wünschen konnte. Sie war in vielerlei Hinsicht hervorragend begabt und besaß ein Auffassungsvermögen von erstaunlicher Schnelligkeit.

Und doch — so gern er sie bewunderte, so glücklich er stets in ihrer Gesellschaft war und so viele Reize ihr Umgang für ihn besaß, bildete sie nie den Gegenstand seiner einsamen Betrachtungen, wenn er allein für sich umherschweifte. Sie war nicht der Gegenstand der Sonnette, die halb unbewußt seinen Lippen entschlüpften, wenn er allein in dem Fichtenwalde umherschweifte. War es ein Mangel von *ihr*, daß sie keine tiefere Leidenschaft einflößen konnte, oder hatte das geweihteste Plätzchen in *seinem* Herzen bereits eine Besitzerin? Oder hatte irgend ein ideales Gebilde alle wirklichen Wesen für ihn geringer und ungenügender gemacht? Wer kann dies wissen? Wir lächeln über die Einfalt der armen Wilden, die ihre eigenen Götter schnitzen und anputzen und dann mit kriechender Demuth und Anbetung vor ihrer Hände Werk niederfallen. Wir können uns nicht den geistigen Vorgang erklären, durch welchen diese Selbsttäuschung erfolgt war und doch kommt er in anderer Gestalt

alltäglich vor unseren eigenen Augen vor. Die heftigsten Leidenschaften sind oftmals das Resultat gewisser Gedanken, die ein sehr bewunderter Gegenstand erregt; die Fähigkeiten, welche in uns selbst edlere Gefühle, ein höheres Streben und köstliche Zukunftsträume erwecken, fesseln uns bald an die Leidenschaft und wir schaffen unbewußt ein Bild, dessen Leben oder Typus nur ein Skelet ist. Vielleicht ist es der hervorragende Ehrgeiz, welcher Guglia erfüllte, der ihr im großen Maße die weibliche Innigkeit ihrer Natur benachtheiligte, und möglicher Weise fühlte er auch, wie es Männern von schwankendem Willen oftmals geht, eine gewisse Pickirtheit über den entschlossenen Charakter eines Frauengeistes. Zu wiederholten Malen sehnte er sich nach einem kleinen Zuge der reinen Liebe, nach Etwas, das, wo nicht eine Gleichgiltigkeit, doch ein vorübergehendes Vergessen der großen Welt und ihres Glanzes verrathen sollte. Aber nein, alle ihre Gedanken strebten nach der hohen Stellung empor, auf die sie ihren Kopf gesetzt hatte. Der Traum ihres Lebens beschäftigte sich nur mit dem, was sie dereinst sein würden — denn sie waren bereits mit Einwilligung des Cardinals verlobt — und mit dem glänzenden Pfade, der vor ihnen lag.

Um seine eigenen Ideen besser ausführen zu können, hatte Massoni fortwährend einen besonderen Briefwechsel mit Guglia unterhalten, worin er seine Hoffnungen auf Erfolg weit wärmer ausdrückte, als er es

damals gegen Gerald gethan hatte. Ihr Temperament war überdies sanguinischer und leidenschaftlicher, sie trat Schwierigkeiten mit kühnerem Muth entgegen und konnte sich leichter von Allem überreden, was sie glühend wünschte. Der Priester hatte ihr nur einige von den Hindernissen des Erfolges angedeutet, und selbst diese mit solchen Erklärungen, wie sie bekämpft und beseitigt werden könnten, begleitet, daß sie weniger furchtbar erschienen. Und die Hauptfrage zwischen ihnen war mehr die, wann und wie das große Unternehmen begonnen werden solle.

„Obgleich man mir sagt," schrieb er, „daß die Unzufriedenheit mit dem Hause Hannover in England mit jedem Tage verdächtiger wird und viele seiner ehemaligen festen Anhänger die Politik bereuen, welche sie an diese Usurpatoren gefesselt hat, so müssen wir doch wesentlich nach Irland ausschauen, wenigstens in Bezug auf die Eröffnung unseres Unternehmens. Dort ist nicht blos das Murren der Unzufriedenheit zu finden, sondern der leise Donnerschall der Rebellion. Es befinden sich gegenwärtig zwei Abgeordnete aus jenem Lande bei mir — Männer von Stand und Ansehen — die jetzt erst erfahren haben, daß noch ein Prinz von der Familie Stuart lebt, und begierig sind, Sr. königlichen Hoheit ihre Huldigung darzubringen. Natürlicher Weise muß dies, wenn es überhaupt geschieht, mit solcher Heimlichkeit ausgeführt werden, daß es nicht Florenz und die Ohren des Sir Horace Mann

erreicht. Zu gleicher Zeit nicht so ohne alle Ceremonie, daß die Zusammenkunft ihren Charakter einer Audienz verlöre. Ich überlasse der Pregiatissima Contessa Guglia die Sorge für diese Negotiation und die Verantwortlichkeit, ja oder nein zu diesem Ersuchen zu sagen.

„Von den Abgeordneten ist der Eine ein Baronet, Namens Sir Capel Crosbie, ein Mann von alter Familie und großem Vermögen. Der Andere ist ein gewisser Mr. Simon Purcell, welcher früher in dem englischen Heere gedient hat und in einem Gefecht mit den Franzosen in Canada verwundet worden ist. Sie besitzen Beide keine große Neigung für England — eine sehr verzeihliche Unzufriedenheit, wenn Sie ihre Geschichte gehört haben. — Die dringendste Frage ist es jedoch gegenwärtig, ob sie ihn sehen können, das heißt, ob sie diese Audienz erhalten können? Sie werden um so besser die Vorsicht begreifen, welche ich bei diesem Anlasse anwende, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dem einzigen Falle, wo sich etwas Aehnliches zugetragen hat, großen Grund gehabt habe, meine Thätigkeit in der Beförderung der Sache zu beklagen. Es war bei der Vorstellung des Grafen von Clare bei Sr. königlichen Hoheit, wo der Prinz die Gelegenheit ergriff, um die feste Ueberzeugung auszusprechen, die er von der Sicherheit der hannöverschen Thronfolge hegte, und was noch schlimmer war, wie unwirksam sich alle Priesterintriguen stets erweisen mußten, wenn

der Kampf zwischen Armeen geführt wurde. Ich brauche nicht zu sagen, welche Nachtheile eine solche Indiscretion zur Folge hat, oder wie wesentlich es ist, daß sie sich nicht wiederholt. Wenn Sie meinem Ersuchen zustimmen, so überlasse ich Ihrem eigenen Urtheil die Bestimmung der passenden Zeit, und was noch wichtiger ist, des genauen Charakters des Empfanges — das heißt, inwiefern seine Bedeutsamkeit als Audienz mit der schöneren Vertraulichkeit einer freundschaftlichen Zusammenkunft verschmolzen werden soll. Die distinguirte Contessa bedarf in Bezug auf solche Gegenstände keine Rathschläge von dem geringsten ihrer Diener und ergebensten ihrer Anhänger

Paul Massoni."

Die Antwort, welche sie auf dieses Billet ertheilte, läßt sich leicht aus den wenigen Worten entnehmen, welche zwischen ihr und Gerald einige Morgen darauf gewechselt wurden.

Sie saßen bei ihrer täglichen Arbeit von Briefen und Landkarten und Büchern umgeben in der Bibliothek, als Giuglia hastig sagte: „Hier ist ein Billet von dem Pater Massoni zu beantworten. Er fragt an, wenn es Se. königliche Hoheit geruhen werden, den Besuch von zwei vornehmen Herren aus Irland zu empfangen, die sich eifrig um die Ehre bewerben, Sr. königlichen Hoheit die Hand zu küssen und die Versicherungen seiner Gefühle für diejenigen mit fortzu=

nehmen, welche niemals aufgehört haben, sich für seine Unterthanen zu halten.“

„Che seccatura!“ rief er, indem er hastig aufstand und im Zimmer umherschritt, „wenn es eine Spiegelfechterei giebt, die ich nicht ausstehen kann, so sind es diese Audienzen. Ich bin im Stande hier zu sitzen und den ganzen Tag den Narren zu spielen, indem ich über Berichte aus allen Zeiten studire, oder die Grenzen desjenigen zu bestimmen suche, was meine Vorfahren besessen haben, aber bei einem nachgemachten Levée den Prinzen zu spielen — nein, nein, Giuglia, das dürfen Sie nicht von mir verlangen.“

Es gab Tage, wo diese Laune bei ihm stark war, und sie sagte nichts weiter.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Besuche.

Ein paar Tage darauf hielt bei einbrechendem Abend ein Reisewagen vor dem Parkthore der Villa des Cardinals an. Eine kleine Beschädigung des Riemenzeuges verursachte einen kurzen Aufenthalt und die Reisenden stiegen aus und schlugen gemächlich einen nach dem Hause führenden Gang ein. Der Eine war ein sehr starker, schwerfällig gebauter Mann im späteren Alter mit ungeheuren buschigen graugesprenkelten Augenbrauen, die seinem Gesicht einen düsteren und beinahe zurückstoßenden Ausdruck verliehen, obgleich der Mund gut gerundet und von einem Charakter war, der Sanftmuth verhieß. Er trug den Kopf gebückt und bewegte sich mit bedeutender Mühe, aber doch lag in seiner ganzen Gestalt und Haltung eine gewisse Würde, die den Mann von Stand verkündete. Ein solcher war Sir Capel Crosbie in der That, der ehemalige Stutzer und Schmuck des französischen Hofes

in den Tagen der Regentschaft. Der Andere war ein magerer, aber doch muskelkräftig aussehender Mann von fünf- oder sechsundsechszig Jahren mit tiefen Pockennarben bedeckt und durch ein starkes Schielen entstellt, welches in Verbindung mit den schnellen Bewegungen seiner Züge seiner Erscheinung den Charakter ruheloser Thätigkeit und Ungeduld ertheilte, dem seine Natur nicht widersprechen konnte. Er ist unter dem Namen Mr. Simon Purcell — das heißt, sein Paß nannte ihn so — bekannt. Aber er besaß viele Reisepässe und war häufig ein spanischer Grand, ein französischer Abbé, ein russischer Cabinetscourier und ein reisender Mönch, und diese Verkleidungen waren für einen Mann, der jeden Dialect, jede Sprache des Continents mit Geläufigkeit zu sprechen und an der Nothwendigkeit der Täuschung seine Freude zu haben schien, ungemein leicht. Man konnte sofort in seinen Geberden und seinem Tone das Gepräge eines Mannes erkennen, der viel und gut redete. Er hatte die schnelle Gefaßtheit, die elastische Munterkeit im Verein mit einem gewissen ernsten Nachdruck, welche den Mann verkündete, der im Umgang Erfolge errungen hatte und seinen Einfluß darin fühlte.

Der dem Pferdegeschirr zugestoßene Unfall schien ein eifriges Gespräch unterbrochen zu haben, denn Purcell fuhr fort, sobald sie den Garten betraten: „Nehmen Sie mein Wort darauf, Baronet, daß dasjenige stets ein schlechtes Spiel ist, welches

nicht auf diese Weise gespielt werden kann. Die Städte, zu denen nur eine Straße führt, sind nie des Besuchens werth."

Der Andere schüttelte den Kopf, aber es war schwer zu sagen, ob es wegen Zufriedenheit über den Sinn oder aus Widerspruch gegen die Lehre geschah.

„Ja," fuhr jener fort; „die Hauptfrage ist die, was sie mit ihrem Prinzen anfangen wollen, wenn es ihnen mißlingt, ihn zu einem König zu machen. Er wird stets eine Macht sein. Es muß sich aber noch zeigen, in wessen Händen und zu welchen Zwecken."

Der Baronet seufzte und sah wie das Bild der hoffnungslosen Dummheit aus.

„Nun, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, nicht des Vorfalles wegen, sondern als Illustration, obgleich sie selbst als Geschichte ihre Pointe besitzt. Sie haben, glaube ich, Gustav de Marsay gekannt?"

„Den schönen Gustav? Freilich wohl. Ach, das war vor mehr als vierzig Jahren," seufzte er betrübt.

„Es kann nicht weniger sein. Er hat ungefähr diese Zeit in einem kleinen steyermärkischen Dorfe verlebt, wo er keinen Menschen sah und von keinem gesehen wurde. Sein Abenteuer war folgendes: Er war heftig in ein sehr hübsches Frauenzimmer verliebt, welches er zufällig auf der Straße getroffen hatte, und das, wie er später entdeckte, die Frau eines Färbers in der Rue de Marais war. Ob sie geneigt war, seine Bewerbungen zu begünstigen, oder im Ein=

verständniß mit ihrem Gatten handelte, um ihn zu bestrafen, läßt sich nicht eben leicht entscheiden. Die Folge möchte auf die letztere Vermuthung führen. Auf alle Fälle gab sie ihm ein Rendezvous, bei welchem er von dem Färber selbst überrascht wurde — einem Burschen von herculischer Stärke und von unbezähmbarer Heftigkeit. Er stürmte wild auf de Marsay ein, der sich eine Zeitlang mit seinem Rapier vertheidigte, ein falscher Stoß brach jedoch die Waffe vom Griff ab und der Färber sprang auf den armen Gustav los, faßte ihn um den Leib, trug ihn über seinem Kopfe davon und warf ihn kopflings in einen ungeheuren mit Farbestoff angefüllten Bottig. Wie er dem Ertrinken entrann — wie er aus dem Hause entkommen ist und seine Wohnung erreicht hat, vermochte er nie zu sagen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Folgen des Unglücksfalles alles Uebrige absorbirten und verwischten; denn als er am folgenden Tage erwachte, entdeckte er, daß er vollkommen umgewandelt war — seine Haut war vom Kopf bis zum Fuße dunkelblau gefärbt! Umsonst wusch und verbrühte er sich in heißen Bädern oder versuchte hundert Reinigungsmittel, nichts hatte den geringsten Erfolg — Viele dachten sogar, daß er nur blauer als vorher geworden sei. Die gelehrtesten Aerzte und ausgezeichnetsten Chemiker wurden zu Rathe gezogen, aber Alles umsonst. Endlich ließ man einen Färber kommen, der augenblicklich die eigenthümliche Farbe erkannte und

sagte: „Oh, es giebt in Paris nur einen einzigen Mann, der das Geheimniß dieser Farbe besitzt, und dieser wohnt in der Rue de Marais."

„Dies war ein furchtbarer Schlag für alle seine Hoffnungen, und in der Muthlosigkeit, worin es ihn stürzte, vergingen drei lange Monate. De Marsay härmte sich ab, wurde mager und elend und verursachte durch seine Niedergeschlagenheit seinen Freunden die tiefste Besorgniß. Endlich entschloß sich einer seiner Verwandten zu einem kühnen Schritte. Er ging geradewegs nach der Rue de Marais und verlangte mit dem Färber zu sprechen. Es läßt sich nicht sagen, wie er eine so zarte Unterhandlung eröffnete. Daß er es mit ausgemachtem Takt und musterhafter Geschicklichkeit that, läßt sich nicht bezweifeln, denn er wirkte so durch das Bild des armen jungen Mannes, der in seiner Carrière völlig ruinirt sei, der der Welt nicht entgegen-treten, nicht zu seinem Regiment stoßen, ja nicht einmal vor dem Feinde erscheinen könne, weil er blau war, auf das Mitleid des Färbers ein, daß dieser endlich sein Bedauern gestand, aber zu gleicher Zeit rief: „Was kann ich thun? Es ist unmöglich, es wieder los zu bringen!"

„Es ist nicht wieder los zu bringen! Sagen Sie mir das in Wahrheit?" rief der unglückliche Unterhändler.

„Unmöglich! Da ist das Patent," sagte Jener mit schlecht verhehltem Stolz. „Ich habe sieben Jahre

auf die Erfindung verwendet. Erst im vergangenen October bin ich darauf gekommen. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß sie allen Versuchen, die Farbe zu vertilgen, widersteht."

„Und Sie sagen mir," rief der Freund voll Entsetzen, „daß der arme Bursche in jener abscheulichen — nun, ich will Sie nicht beleidigen — in jener unheiligen Farbe in sein Grab steigen muß?"

„Ich kann nur eins sagen, was in meinen Kräften steht."

„Nun, was ist es? Um Gottes Willen heraus damit und nennen Sie Ihren Preis?"

„Ich kann ein reizendes Grün daraus machen, Monsieur!"

Als der Baronet aufgehört hatte, über die Anekdote zu lachen, fuhr Purcell fort: „Und nun zu der Anwendung. Es ist im Leben stets eine gute Sache, von einem reizenden Grün werden zu können; wenn einem auch die Farbe nicht ganz zusagt. Die Welt hat seit unseren Knabenjahren wunderbar schnell gelebt, Sir Capel. Jene Revolution in Frankreich, die so viele Köpfe abgehackt, hat diejenigen, welche noch auf den Schultern der Leute sitzen, viel weiser gemacht, als sie sonst zu sein pflegten. Nun verlangt kein Mensch in Europa diese Familie wieder, sie hat ihre Rolle ausgespielt und ist ebenso veraltet, wie ein Panzerhemd oder eine Streitaxt."

„Das Rechtmäßige und Legitime veraltet nie," sagte Jener entschlossen.

„Thun Sie das nicht? Die Guillotine und die Laterne sind die besten Antworten darauf. Ich will damit nicht sagen, daß es stets auf diese Weise gehen müsse. Es kann, obgleich ich kein Zeichen davon sehe, noch eine Revolution kommen: Für jetzt haben aber die Menschen eine praktische Richtung eingeschlagen und nehmen nichts an, schätzen nichts, verwenden nichts, was nicht praktisch ist. Es war Mirabeau's letzte Anstrengung, den Bourbons diese Farbe zu ertheilen, und es ist selbst ihm mißlungen. Sagen Sie mir also nicht, daß es einem Jesuitenpatron gelingen wird, wo Gabriel Requetti unterlegen ist."

Der Baronet schüttelte mißbilligend, aber ohne zu sprechen, den Kopf.

„Bedenken Sie, Baronet, daß diese meine Ueberzeugungen sämmtlich meinem Interesse widerstreben. Ich würde entzückt sein, Ihren Zauberpalast wohnlich gemacht und für die Gemeindesteuern abgeschätzt zu sehen. Es könnte mir nichts besser gefallen, wie Ew. Excellenz als Oberstallmeister zu sehen, außer wenn ich selbst zum Schatzkanzler gemacht würde. Hier sind wir und es ist ein schönes fürstlich aussehendes Gebäude!"

Sie blieben Beide plötzlich stehen und blickten mit Bewunderung die herrliche Façade des Palastes vor ihnen an. Eine breite Terrasse von weißem Marmor,

die mit Statuen oder Gruppen geschmückt war, zog sich vor der ganzen Länge des Gebäudes hin, und unter ihr dehnte sich eine mächtige Orangerie aus, deren mit Früchten oder Blüthen bedeckte Bäume nur hier und da einen Blick auf die Felsengrotten und Springbrunnen dahinter durchließen.

„Das ist nicht das Eigenthum des Cardinals," sagte Purcell. „Nein, ich weiß recht gut, was ich sage. Dies gehört mit den ganzen Gütern bis San Remo hinab der jungen Gräfin Ridolfi. Ja, noch mehr, sie steht in dem Augenblicke mit Cäsare Piombino wegen des Verkaufs der Besitzung in Unterhandlung: Ihr Preis ist fünfmalhunderttausend römische Scudi, die sie in diesem kühnen Plane anzulegen gedenkt."

„Sie wenigstens hat Glauben an einen Stuart," rief der Baronet eifrig.

„Was wollen Sie? Das Mädchen ist in Ihren Prinzen verliebt. Sie hat siebenzigtausend Piaster von den Schulden Albizzi's bezahlt, die seit zehn bis zwölf Jahren an seinem Halse hingen, nur um ihn für die Sache zu gewinnen, blos weil sein Schwager hier spanischer Gesandter ist. Sie hat achttausend Piaster zum Geschenk für unsere liebe Frau von Ravenna bestimmt, die, wie es scheint, Geschmack an kühnen Unternehmungen hat. Aber Massoni that ihrem Eifer Einhalt; er meinte, daß sie das Geld lieber in Musketen anlegen sollte, als in Wachskerzen."

„Sie spötteln zur Unzeit, Sir," sagte der Baronet, über den Ton, worin er sprach, entrüstet.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr Purcell ohne des Tadels zu achten fort. „Selbst ihre Juwelen, die berühmten Ridolfigemen, die Rubine, die ehemals zu den Merkwürdigkeiten von Rom gehörten, sind eingepackt und liegen bereit, nun nach Venedig geschickt zu werden, wo eine Compagnie von Juden sich verbindlich gemacht hat, sie zu kaufen. Ist die Hingebung dieses Mädchens nicht genug, um Ihren ganzen Patriotismus zum Erröthen zu bringen?"

Jetzt raschelte es leise in den Orangebäumen, in deren Nähe sie standen, obgleich der Abend vollkommen windstill war. Purcell bemerkte dies jedoch nicht, sondern fuhr fort:

„Und sie hat Recht. Wenn es ein Mittel gäbe, um den Erfolg zu erringen, so würde dieses Mittel Geld sein. Aber es wird spät und dies ist wohl der Haupteingang. Wir wollen uns präsentiren, wenn wir wirklich mit einer Audienz beehrt werden sollen."

Obgleich der Baronet den sarkastischen Ton dieser Worte verstanden hatte, gab er doch keine Antwort, sondern stieg langsam die Treppe nach der Terrasse hinauf.

Die Nacht brach bereits herein, und als die Fremden die Thür erreichten, bemerkten sie nicht, daß eine Gestalt aus der Orangerie unter sie getreten war und hinter ihnen die Stufen heraufstieg. Dies war Gerald,

der gewöhnlich die letzten Momente jedes Tages zu einem Spaziergange unter den Orangenbäumen verwendete. Er hatte auf diese Weise absichtslos mehr gehört, als für seine Ohren bestimmt war.

Die Reisenden brauchten sich nur zu zeigen, um bei einer Dienerschaft, die bereits darauf vorbereitet war, ihnen Ehre anzuthun, den höflichsten Empfang zu finden. Sie wurden nach Gemächern geführt, die für sie bereit gehalten worden waren, und man sagte ihnen, daß die Gräfin hoffe, sie um neun Uhr, wo sie soupire, bei sich zu sehen, und dann überließ man sie der Ruhe nach ihrer Reise.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein müder Abenteurer.

Gerald erfuhr nur durch diesen Zufall, welche Opfer Giuglia für seine Sache gebracht hatte und noch brachte. In ihrem Umgange, der durch so viele Züge des gegenseitigen Vertrauens verschönert worden war, hatte sie nichts hiervon erwähnt. Durch den gleichen Zufall erfuhr er überdies, wie wenigstens manche Menschen über sein Schicksal sprachen und von ihnen dachten. Und welche Welt von Gedanken gaben ihm diese Thatsachen ein! Sie vertraten die zwei entgegengesetzten Kräfte, welche ihn im Leben stets beherrschten; auf der einen Seite die edle Hingebung, welche Alles darbrachte; auf der andern das kalte Mißtrauen, welches an Nichts glaubte. So erquickend es für ihn auch gewesen war, die treue Anhänglichkeit Giuglia Ridolfi's zu erfahren und an das hochherzige Vertrauen jener edlen Natur zu gedenken, so konnte er doch seine Ge=

danken nicht von dem ablenken, was Purcell hatte fallen lassen. Die unheilverkündenden Worte nagten an seinem Herzen und ließen ihm keinen Raum zu andern Betrachtungen.

Alles, was er in der letzten Zeit gelesen, alle Briefe, die ihm vorgelegt worden waren, enthielten Nichts als wiederholte Berichte über die Ergebenheit und Anhänglichkeit der Hochländer. Die rührendsten Episoden in dem Leben seines Vaters waren diejenigen, worin diese hochherzigen Gefühle eine Rolle spielten, und Gerald hatte durch das wiederholte Lesen derselben den Glauben erlangt, daß diese Loyalität nur schlummere und bereit sei, sich beim ersten Erscheinen eines Stuartschen Tartans auf den Bergen oder den ersten Tönen des Pibroch in den haidekrautbekleideten Thälern zum Leben und zur Thätigkeit wecken zu lassen.

Und doch sagte Purcell — er hatte es selbst gehört — daß die Welt dieser Familie nicht weiter bedürfe. Die Prozession, worin sie dahingezogen, sei für immer vorüber. Schon die beiläufige Erwähnung des Namens Mirabeau — jenes furchtbaren Geistes, der den Geralds von Jugend auf unterjocht gehalten hatte — ertheilte diesem Urtheil einen vermehrten Nachdruck. „Vielleicht verhielt es sich gerade so, wie er sagte," murmelte Gerald, „vielleicht ist das alte Feuer auf den Altären erloschen, und die Menschen brauchen uns nicht weiter."

So oft er in den Geschäftsbüchern auf den Na=

men von Männern gestoßen war, die ehemals durch ihre Herkunft und Ansprüche groß gewesen und in geringe Achtung und niedrige Glücksumstände gesunken waren, hatte er sich stets gewundert, warum sie nicht sofort mit der alten Welt und ihren Ueberlieferungen gebrochen und in einem neuen fernen Welttheile ein Leben gesucht hätten, welchem die Vergangenheit keine Fesseln anlegte. Manche würden dies Muthlosigkeit nennen; Manche würden sagen, daß es die Rolle eines Feiglings sei, sich von der Gefahr abzuwenden. Aber es ist nicht die Gefahr, die mich schreckt, es ist der Stachel des Sarkasmus, welcher sagt: Wer ist der Mann, der da unter dem Vorwande eines Namens herkommt, um den Frieden einer Welt zu stören, die Geister der Menschen aus ihrem Gleise zu bringen und sie ihrer Unterthanentreue zu entfremden? Was bringt er uns zum Tausch für dieses Erdbeben der Meinung? Ist er weiser, besser, mächtiger, geschickter in den Künsten des Krieges oder Friedens als Diejenigen, die er stürzen möchte? Während er noch mit diesen Gedanken im Kampfe lag, kam die Meldung, daß die Gräfin mit dem Abendessen auf ihn warte.

„Ich kann heute Abend nicht kommen. Ich bin unwohl — angegriffen. Sagen Sie, daß ich der Ruhe bedürfe und mich auf mein Bett gelegt habe." Dies war die Antwort, die er gab und die er in dem abgebrochenen Tone eines mit sich selbst unzufriedenen Menschen ertheilte.

Der Arzt des Cardinals kam bald darauf an seine Thür, um seine Dienste anzubieten, aber Gerald lehnte sie mit kurzen Worten ab und bat nur, daß man ihn allein lassen möge. Endlich vernahm man einen schweren Schritt auf dem Coreidor und der Cardinal selbst verlangte Einlaß.

Gerald erschöpfte sich in Entschuldigungen, aber der schlaue Kirchenfürst sah bald, daß er die wahre Ursache seiner Abwesenheit nicht berührte.

„Nun, Prinz," sagte er munter, „sagen Sie mir offen, daß Sie mit Giglia und mit mir nicht zufrieden sind, weil ich diesen Männern erlaubt habe, hierher zu kommen. Aber ich gestehe, daß ich nur dem dringenden Wunsche Massoni's nachgegeben habe."

„Und warum ist Massoni so dringend?" fragte Gerald.

„Aus dem guten Grunde, daß Beide ergebene Anhänger Ihres Hauses — daß sie Männer sind, Alles für Ihre Sache zu wagen."

Gerald lächelte geringschätzig, und der Cardinal, welcher es gesehen hatte, sagte: „O Prinz, das Mißtrauen ist keine Eigenschaft Ihrer Familie gewesen; und nach dem, was Pater Massoni sagt, verdienen es diese Herren auch nicht." Er machte eine Pause, um Gerald antworten zu lassen, da er aber nicht sprach, fuhr der Cardinal fort: „Der Jüngere von den Beiden, der seine Ansichten offen ausspricht, ist ein sehr eifriger Anhänger Ihrer Sache. Er hat seit dem

denkwürdigen Tage von Preston, wo er Adjutant Sr. königlichen Hoheit war, stets ein Miniaturbild Ihres Vaters auf seinem Herzen getragen, und als er es uns zeigte, küßte er es mit einem Feuer, welches Niemand zu bezweifeln wagen könnte."

„Ist das der Mann, welcher sich Purcell nennt?" fragte Gerald.

„Derselbe. Er hat den Rang eines Obersten in der schottischen Armee bekleidet und wurde mit einem Adelspatent belohnt, welches er jedoch nicht benutzt hat."

Von Neuem blitzten die Worte, die Gerald in der Orangerie vernommen hatte, durch seinen Geist und das gleiche kalte Lächeln zeigte sich wieder auf seinen Zügen. Als dies der Cardinal bemerkte, sagte er:

„Wenn es um keines andern Grundes willen wäre, als wegen der nahen Verbindung, die ihn ehemals an Se. königl. Hoheit knüpfte, so sollte ich meinen, daß Sie wünschen würden, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen."

„Das gedenke ich auch zu thun, aber nicht heute Abend."

„Gerald," sagte der Cardinal entschlossen, „wir leben in einer Zeit, wo man Anhänger an sich ziehen und sie nicht zurückstoßen, ihnen schmeicheln und nicht sie beleidigen muß. Ich bitte Sie, sich zu bedenken, ehe Sie auch nur einen unbegründeten Eindruck der Entfremdung oder Kälte auf sie machen. Am ver=

gangenen Montag wurde einem alten hochländischen Häuptling, ich glaube man nannte ihn den Lord von Barra, der Zutritt hier unter dem Vorwande abgeschlagen, daß es ein für wichtige Geschäfte bestimmter Tag sei. Am Mittwoch wurde dem Grafen D'Arigny gesagt, daß Sie nur Gesandte empfingen und nicht bloße Geschäftsträger; und noch gestern wurde, wie man mir mittheilt, der Herzog von Terracina fortgeschickt, weil er um ein paar Minuten nach der Zeit gekommen war, die Sie für seine Audienz angesetzt hatten. Dies sind Kleinigkeiten, aber sie hinterlassen Erinnerungen, die oftmals Unglück bringen."

„Wenn ich wirklich Rechenschaft über meine Handlungen abzulegen hätte," sagte Gerald hochfahrend — „eine Demüthigung, die noch nicht bis zu mir gedrungen ist — so könnte ich im Stande sein, für Alles, was Sie so eben erwähnt haben, eine genügende Erklärung zu geben."

„Ich habe nur von der politischen Seite dieser Dinge gesprochen," sagte der Cardinal mit unterwürfiger Miene.

„Es steht mir zu, sie in einem andern Lichte zu betrachten," sagte Gerald hastig. Er hielt inne, und fuhr nach einigen Minuten mit einer Stimme fort, deren Töne voll und wohlerwogen klangen:

„Wenn die Menschen übereinkommen, die Sache eines Mannes zu unterstützen, den sie einen Prätendenten nennen, so scheinen sie mir stets eine Art von

Comprommiß mit sich selbst einzugehen und wollen, daß Derjenige, welcher für alle Anderen eine königliche Person sein soll, der mit jedem Rechte der Majestät bekleidet ist, für sie ein Spielzeug sein müsse. Und dann versammeln sie sich mit Befürchtungen und Drohungen und Hoffnungen und Schmeicheleien um ihn — bald drohen sie, bald kriechen sie — und sie vergessen die ganze Zeit über, daß, wenn das Schicksal je einen solchen Mann für einen Thron bestimmt hat, sie seine Natur so verderbt und herabgewürdigt haben werden, so lange er darauf wartete, daß ihm keine passende Eigenschaft, kein echter Zug seines Charakters mehr übrig bleibt. Wenn die Geschichte mich nicht unrichtig belehrt hat, so haben selbst die Usurpatoren ein königlicheres Benehmen gezeigt, als restaurirte Monarchen."

„Was wollen Sie, Prinz?" sagte der Cardinal betrübt. „Wir müssen die Welt hinnehmen, wie wir sie finden."

„Sagen Sie lieber, wie wir sie machen."

Der Cardinal erhob sich, um Abschied zu nehmen, wünschte aber augenscheinlich, daß Gerald etwas sagen möchte, um ihn zurückzuhalten. Es widerstrebte ihm ungemein, den jungen Mann in der Einsamkeit einem solchen Gedanken, wie er ihn eben eingestanden hatte, nachhängen zu lassen.

„Gute Nacht, gute Nacht. Ew. Eminenz wird meine Abwesenheit erklären und sagen, daß ich mor-

gen diese Herren empfangen will. Was für Papiere haben Sie da in der Hand — sind sie für mich bestimmt?"

„Es sind reine Routinesachen, die Ew. königliche Hoheit mit Muße durchsehen kann — Ernennungen zu gewissen Beneficien, über die es gebräuchlich ist, die Verfügung des Prinzen, Ihres Vaters, einzuholen. Aber sie drängen nicht; ein anderes Mal wird es ebenso gut sein."

Hierin lag eine Geschicklichkeit, welche bewies, wie genau Se. Eminenz die Natur der Stuart's studirt und hierbei bemerkt hatte, daß bei diesem Hause keine Schmeichelei jemals so guten Erfolg fand, wie diejenige, welche dessen Bereitwilligkeit andeutete, Zeit, Vergnügen, Neigung, ja selbst die Gesundheit den Sorgen und Pflichten ihres Standes zu opfern. Sie waren für diese nie unzugänglich gewesen, und Gerald hatte den Charakterzug in seiner ganzen Stärke geerbt.

„Nun, so lassen Sie mich das Papier sehen," sagte Gerald, indem er sich mit einem tiefen Seufzer — dem Beweis, wie sehr er sich bewußt war, ein Opfer zu bringen — an den Tisch setzte.

„Dies ist die Ernennung von John Decloraine Hackett zu dem Bisthum Elphin. Er ist ein vortrefflicher Priester und ein treuer politischer Anhänger. Er hat der Welt stets einen so kräftigen Eindruck von seiner Frömmigkeit zu geben gewußt, daß es in Europa

keine zwölf Männer giebt, die ihn als den schlauesten Staatsmann seiner Zeit kennen."

„Es ist also eine passende Anstellung?" sagte Gerald, indem er die Feder nahm. „Aber was ist dies? Der Cardinal York hat das Decret bereits unterzeichnet."

Caraffa hatte über dem Wunsche, seine Karte auszuspielen, vergessen, daß dies der Fall war und daß die irischen Bischöfe stets der Gutheißung Sr. königlichen Hoheit unterworfen worden waren.

„Hier ist die Unterschrift meines Onkels," wiederholte Gerald. „Was hat dies zu bedeuten, oder wer ist eigentlich Derjenige, der diese Ernennungen macht?"

Der Cardinal begann eine Entschuldigung in Bezug auf eine getheilte Autorität und ein Kirchenamt zu murmeln, aber Gerald unterbrach ihn plötzlich:

„Wenn wir diese Posse ausspielen sollen, so muß Jedem von uns seine Rolle überwiesen werden, und Keiner darf diejenige übernehmen, die nicht seine eigene ist. Nehmen Sie mein Wort darauf, Cardinal, daß sich, wenn der Tag kommt, wo die Engländer mich in Smithfield oder Tyburn, oder wo es sein mag, auf das Schaffot bringen, Keiner bereit finden werde, sich als meinen Ersatzmann anzubieten. Hier nehmen Sie Ihre Papiere wieder und lassen Sie von jetzt an die Aemtermaskarade fallen, ich will selbst darüber mit meinem Onkel sprechen."

Der Cardinal verbeugte sich unterwürfig und bewegte sich nach der Thür.

„Sie werden diese Herren doch morgen empfangen?" fragte er.

„Morgen," sagte Gerald, indem er sich abwendete.

Der Cardinal verbeugte sich tief und zog sich zurück. Kaum waren jedoch seine Schritte im Corridor verklungen, als Gerald seinem Kammerdiener klingelte und sagte:

„Wenn die Gäste sich in ihre Gemächer zurückziehen, so folgen Sie dem Signore Purcell nach seinem Zimmer und ersuchen Sie ihn, zu mir her zu kommen. Thun Sie es insgeheim, damit Sie Niemand bemerkt."

Der Diener verbeugte sich und Gerald war wieder allein.

Es war ziemlich Mitternacht, als die Thür sich wieder öffnete und Mr. Purcell eingeführt wurde. Er machte eine tiefe Verbeugung, ohne aber ein weiteres Zeichen von Unterwürfigkeit gegen Gerald's Rang zu zeigen, und wartete geduldig, bis er angeredet wurde.

„Wir haben uns schon früher getroffen, Sir," sagte Gerald mit tiefem Erröthen.

„Das bemerke ich, Sir," war die ruhige Antwort, die mit der ganzen Ungezwungenheit eines nicht leicht aus der Fassung zu bringenden Mannes ertheilt wurde. „Und das letzte Mal war es bei einem angenehmen

Souper, von dessen Mitgenossen wir die einzigen Ueberlebenden sind."

„Wirklich!" seufzte Gerald trübe und mit einiger Ueberraschung.

„Ja Sir, der Berg hat die Girondisten verzehrt und die Reaction hat den Berg verschlungen. Wenn die gegenwärtigen Machthaber die Reactionäre nicht auf die Guillotine geschickt haben, so kommt es daher, weil sie es vorziehen, aus ihnen Soldaten zu machen."

„Und wie sind Sie den Gefahren der Zeit entkommen? fragte Gerald begierig.

„Wie Herr von Talleyrand. Ich habe stets die in Ungnade stehende Partei so behandelt, als ob ihr Unglück nur ein vorübergehender Schatten sei und sie mit Sicherheit auf den Tag ihres Triumphes rechnen könne. Wenn die Menschen sich in der Widerwärtigkeit befinden, so sind sie selbst für diese Rücksichten dankbar."

„Wie tief Sie die Menschen verachten müssen," rief Gerald, auf den der kalte Cynismus in den Blicken des Andern mehr Eindruck machte, als selbst seine Worte.

„Keineswegs," antwortete er leichthin. „Jean Jacques hat zu viel erwartet, Diderot hat die Menschen zu wenig geachtet. Die Wahrheit liegt in der Mitte und sie sind weder so gut noch so schlecht, wie wir sie halten."

„Und was ist jetzt Ihre Beschäftigung? Welche

Laufbahn haben Sie eingeschlagen?“ fragte Gerald kurz.

„Ich besitze keine, Sir. Die Anziehungskraft, welche den ruinirten Spieler zwingt, sich an den Tisch zu setzen und das Spiel zu beobachten, bei welchem Andere große Einsätze machen, bindet mich an jedes Unternehmen, bei dem die Menschen bereit sind, viel zu wagen. Ich habe im Leben so viel großes Spiel gesehen, daß ich mit kleinen Wagnissen nichts zu thun haben will; man hat mir in Venedig von dem Complott erzählt, welches hier zur Reife gebracht wird, und ich verabredete mich mit dem alten Sir Capel Crosbie, hierher zu kommen und zu hören, was es sei.“

„Sie haben vielleicht nicht geahnt, wer der Held des Abenteuers sein sollte?“ sagte Gerald etwas zweifelhaft.

„Nein, Sir, ich habe Ihr Bild gesehen und Sie sogleich erkannt.“

„Ich habe nicht gewußt, daß von mir ein Portrait existirte,“ rief Gerald erstaunt.

„Es ist wahrscheinlich während Ihrer Krankheit gemalt worden. Aber die Aehnlichkeit ist vollkommen und ruft Denjenigen, welche Ihren Vater, den Prinzen, gekannt haben, jeden Zug seines Gesichts zurück.“

„Sie haben ihn selbst gekannt?“ sagte Gerald mit Gefühl.

Eine tiefe kalte Verbeugung war die einzige Antwort auf diese Frage.

„Man hat mir gesagt, daß Sie einer von seinen vertrautesten und treuesten Freunden gewesen seien."

„Wir haben gegenseitig unsere Miniaturbilder viele Jahre getragen. Unser Glück bestand darin, von dem zu sprechen, was unser Schicksal hätte werden können, wenn er den Thron errungen, der sein Recht war, und ich das geerbt hätte, was das Gold meines Vaters hätte kaufen sollen. Ich sehe, daß ich mich auf Dinge beziehe, von denen Sie nie gehört haben. Sie sehen vor sich einen Mann, der hätte König von Polen werden können."

Gerald blickte ihn mit halb ungläubigem Erstaunen an und Purcell fuhr fort:

„Sie haben wohl von der Mississippigesellschaft und ihrem Begründer Law gehört?"

„Ja."

„Mein Großvater war Law's Freund und Vertrauter. Durch ihre vereinigten Talente und ihren Eifer wurde der große Plan gefaßt und zur Reife gebracht. Law war Anfangs mit der französischen Sprache nur wenig bekannt und mit dem Hofleben noch weniger. Mein Großvater war in Beiden geschickt und kannte überdies den Herzog von Orleans gut. Sie waren so gute Kameraden, wie es bei der Entfernung zwischen ihrem Stande nur möglich war, und der Einfluß meines Großvaters bewog den Her-

zog, dem Plane Gehör zu geben. Von welchen Zufällen doch die großen Ereignisse des Lebens abhängen! Es war eine Partei „Quinze“, die über das Schicksal von Europa entschied. Der Herzog verlor an meinen Großvater hundertundsiebenzigtausend Livres und konnte ihn nicht bezahlen. Während er noch wegen der Verzögerung um Entschuldigung bat, dachte mein Vater an Law und sagte: „Wenn mir Ew. königliche Hoheit erlauben, Ihnen morgen einen talentvollen Freund von mir vorzustellen, so wird es nie wieder ihr Schicksal sein, zu gestehen, daß Sie nicht unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung haben!“

„Law erschien am nächsten Morgen beim Levée des Herzogs. Es ist nicht nothwendig, das Uebrige zu erzählen, nur so viel möge genügen, daß mein Großvater die erste Stelle unter den größten Speculanten in jenem denkwürdigen Unternehmen und den größten Gewinnern einnahm. Der Glanz seines Gefolges war eines Tages in Versailles so groß, daß das Gerücht sich verbreitete, ein südeuropäischer Souverain sei plötzlich in Paris angekommen und daß die Truppen in's Gewehr traten, um ihm königliche Ehren zu zu erweisen.“

„Als der Herzog die Geschichte hörte, lachte er herzlich und sagte: „Eh bien, c'est un Gage du succès“ — ein Wortspiel auf unseren Familiennamen, der Gage war — mein Onkel führte später den Titel Viscount Gage.

„Sehr kurze Zeit nach diesem Ereigniß — welches, wie Manche sagen, den Ehrgeiz meines Vaters so angeregt hatte, daß er sich mit fieberischer Rastlosigkeit nach Größe sehnte — bot er drei Millionen Pfund Sterling für die polnische Krone. Sie werden sich vielleicht an Pope's Wortspiel erinnern:

Für Polens zum Verkauf ausstehende Kronen
Bot Gage bescheiden nur drei Millionen.

Der Contract zerschlug sich, weil mein Großvater sich weigerte, eine gewisse Gräfin Boratynski, eine natürliche Tochter des Königs, zu heirathen. Hierauf that er ein Gebot auf den Thron von Sardinien, während aber die Unterhandlungen noch schwebten, begann das große Gebäude Law's zu schwanken und in drei kurzen Wochen war mein Vater aus einem Besitzer von sechs Millionen Pfund Sterling zu einem Bettelmann geworden."

„In späterer Zeit erlangte er einen dauernden Wohlstand und starb als spanischer Grand erster Klasse, nachdem er sich im Rathe und im Felde ausgezeichnet hatte."

„Ich habe diese Geschichte nicht aus müssiger Selbstgefälligkeit erzählt. Von der ganzen Größe, welche ehemals mein Haus geziert hat, sind diese fadenscheinigen Kleider die traurigen Ueberbleibsel. Wir

sprachen jedoch von den Wechselfällen des Lebens, und wahrscheinlich fehlt es meinem Falle nicht an seiner Moral."

Gerald blickte schweigend mit einer gewissen Bewunderung den Mann an, der mit solcher anscheinenden Ruhe die größten Unglücksfälle besprechen konnte.

„Wie vollkommen Sie die Welt kennen müssen," rief er endlich.

„Ja, Sir. In der gewöhnlichen Bedeutung des Ausdrucks kenne ich sie wirklich. Es giebt Gutes und Schlechtes genug darin und es ist so vermischt und verschmolzen, daß es im Leben nichts Selteneres giebt, als eine ganz liebenswürdige oder ganz verabscheuungswürdige Natur zu finden. In dem schönsten Marmor giebt es dunkle Flecken, und so finden sich auch in Naturen, welche die Welt für gänzlich entartet hält, Züge von menschlichem Gefühl, deren Zartheit kein Dichter geahnt hat. Und wenn ich Ihnen eine Lehre geben sollte, so würde es die sein — seien Sie nie übermäßig hoffnungsvoll, aber verzweifeln Sie auch nie an der Menschheit."

„Als Sie sich heute Abend der Villa näherten," sagte Gerald langsam, und mit der Bedächtigkeit eines Mannes, der sich einem interessanten Umstande nähert, „befand ich mich zufällig in der Orangerie unter der Terrasse. Sie sprachen im Vertrauen mit Ihrem Be=

gleiter und ich hörte Sie Worte sagen, welche schlimme Vorbedeutungen für den Erfolg meiner Sache enthielten. Diese Ihre Worte haben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich gewünscht habe, Sie zu sehen und mit Ihnen zu sprechen. Sagen Sie mir daher in aller Offenheit, was Sie wissen, und mit gleicher Aufrichtigkeit, was Sie von diesem Unternehmen halten."

„Welchen Anspruch habe ich auf Ihre Nachsicht, wenn das, was ich sage, unangenehm ist? Wie soll ich auf Verzeihung hoffen, wenn ich Ihnen etwas mittheile, was Sie nicht gern hören werden?"

„Das Wort eines Mannes, der der Täuschung müde ist, soll Ihre Garantie sein."

„Ich nehme das Versprechen."

Er ging drei bis vier Mal wie es schien in tiefem Nachdenken durch das Zimmer, kehrte sich sodann nach Gerald um und sagte: „Sie sind im Jesuitenkloster erzogen — sind Sie ein Mitglied des Ordens?"

„Nein."

„Hat man Schritte gethan, um Sie aufzufordern, ein solches zu werden."

„Nein."

„Es ist so, wie ich vermuthet hatte," murmelte er vor sich hin. Und dann fügte er laut hinzu: „Man gedenkt Sie ebenso zu benutzen, wie der französische

König Ihren Vater. Sie sollen in Zeiten des Streites eine Drohung und für den Tag der Ausgleichung und der Zugeständnisse das Opfer sein. Seien Sie keins von Beiden."

Hiermit verabschiedete er sich und verließ eilig das Zimmer.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Ritt im Walde.

Gerald verlebte eine ruhelose Nacht. Purcell's Worte hallten fortwährend in seinen Ohren wieder und verkündeten nichts als Mißlingen und Unheil, während in der Vergleichung, die er zwischen der Tollkühnheit des Prinzen Carl Edward und seiner eigenen wartenden, zögernden Politik zog, etwas beinahe Sarkastisches zu liegen schien. „Ist es billig oder gerecht," dachte er, „mir dies vorzuwerfen? Ich bin nicht zur Kenntniß meines Standes und meiner Ansprüche erzogen worden; Niemand hat mir gesagt, daß ich von königlichem Blute und daß ein Thron mein Erbtheil sei. Diese Nachrichten überraschen mich, während ich vom Unglück ermattet und von der Krankheit gebrochen bin, so, daß mein Verstand ihm kaum Glauben schenken kann.. Selbst jetzt weiß ich noch nicht, auf was oder auf wen ich mich verlassen darf? Hat nicht die

Krankheit meine Kräfte und das Mißtrauen mein Urtheil untergraben, so daß ich an Nichts und an keinen Menschen glaube? Ach, Requetti, Deine Gifte verlassen das Blut nicht eher, als bis es aufhört, seinen Kreislauf zu machen!"

Es gab Tage, wo der ganze Plan seines Lebens ihm als ein solcher Hohn und eine solche Täuschung erschien, daß er gegen sich selbst Geringschätzung fühlte, weil er daran glaubte. Dieser Traum einer so weit entfernten, so unmöglichen Größe glich für seinen Geist der Kindheit oder der Altersschwäche und er sehnte sich glühend nach einer wirklichen Existenz mit wahrhaften Ereignissen und Interessen. Dann bemächtigten sich seiner düstere Zweifel, ob er doch vielleicht nichts als ein Werkzeug in den Händen gewisser schlauer Männer wie Massoni sei, die ihn heute für ihre Zwecke benutzten und ihn morgen als werthlos von sich werfen würden. Diese Gedanken wurden zuweilen unerträglich und seine einzige Hülfe dagegen bestand in großer körperlicher Ermüdung. Es war seine Gewohnheit, in solchen Fällen auf sein Pferd zu steigen und in den Wald zu galoppiren. Der tiefe Fichtenwald war nach verschiedenen Richtungen von meilenlangen berasten Alleen durchschnitten und hier draußen in den seltensten Fällen ein Mensch zu treffen. Es ist nicht leicht, sich etwas Feierlicheres und Düstres vorzustellen, als einen dieser Wälder, wo das einzige Geräusch der leise seufzende Ton ist, womit der Wind die Fich-

tenwipfel bewegt. Hier und da flötet vielleicht eine eine einsame Drossel ihr Lied oder der klagende Ruf der Eule erschallt beim Einbruch des Abends. Außer diesen Tönen gleicht aber das Schweigen dem des Todes.

Gerald hatte in dieser Einöde oftmals ganze Tage zugebracht, bis er endlich selbst in jener erscheinenden Gleichförmigkeit gewisse Stellen und Bäume erkannt, nach denen er seine Entfernung von Hause berechnen konnte. Ueberdies gab es zwei oder drei kleine Lichtungen, wo man Bäume gefällt und kleine Haufen von Reißig aufgestapelt hatte. Bis hierher erstreckten sich seine entferntesten Wanderungen und sie bezeichneten den Punkt, wo er seine Schritte heimwärts lenkte.

An dem Morgen, von welchem wir jetzt sprachen, ritt er mit einer solchen tollen Hast, daß er in weniger als zwei Stunden diese bekannten Orte weit dahinter gelassen hatte und tiefer in den dichten Wald gedrungen war. Gegen Mittag stieg er ab, um seinem ermüdeten Pferde Erholung zu gönnen, und wanderte stundenlang dahin. Ein seltsames Gefühl der Freude bewegte sein Herz bei dem Gedanken an seine völlige Einsamkeit, denn in dem Geiste der Jugend herrscht die Neigung, sich begierig an Alles zu heften, was nach dem Abenteuerlichen schmeckt. Die bloße Anwesenheit eines neuen Gegenstandes oder einer neuen Lage genügt oftmals dazu. Allmälig beruhigte sich sein Geist und das Fieber seines Gehirnes legte sich.

Stellen aus den Dichtern, welche er verehrte, stiegen in seinem Gedächtniß auf und er sagte während des Dahinwanderns Verse vor sich hin, während sein Geist unbewußt die beschwichtigenden Einflüsse der Einsamkeit und Träumerei einsog.

Unterdessen verstrich der Tag, und obgleich ihn noch kein Gefühl der Ermüdung bedrückte, so verkündeten ihm doch die blutrothen Nüstern seines Pferdes und die eingesunkenen Weichen desselben, daß das Thier der Nahrung und des Wassers bedürfe.

Es war etwas so Seltenes in dieser Gegend, auch nur den kleinsten Bach anzutreffen, daß er nichts Anderes thun konnte, als vorwärts reiten und sich darauf verlassen, daß er in ein paar Stunden aus dem Bereich des Waldes kommen werde. Sobald er wieder im Sattel war, trug ihn sein edles Roß wacker dahin, ohne Angegriffenheit zu zeigen. Obgleich er aber im scharfen Trabe dahinritt, schien doch wenig Aussicht vorhanden zu sein, in's Freie zu kommen und die gleichen dunklen Stämme fuhren fort, seinen Weg zu begrenzen und die gleichen dunklen Nadeln sich über seinem Haupte zu wölben. Wenn er eine gerade Linie eingeschlagen hätte, so wußte er recht gut, daß er im Laufe des Tages im Stande gewesen wäre, den Wald an seiner breitesten Stelle zu durchmessen, und er trieb deshalb sein Pferd jetzt stärker an, um vor Einbruch der Nacht das offene Feld zu erreichen. Jetzt begann das Thier indessen Zeichen von Ermattung blicken zu

lassen und Gerald sah sich genöthigt, abzusteigen und es zu führen. Träumerisch in seine Gedanken versunken schritt er ohne des Weges zu achten dahin, als er plötzlich einen glänzenden goldenen Lichtschein wahrnahm und beim Aufblicken sah, daß er den Wald hinter sich hatte und auf dem Kamme eines berasten Hügels stand, von wo er das offene Land in meilenweiter Ausdehnung vor sich liegen sah, während hinter dem Maremmagebirge in der weiten Ferne die Sonne unterging. Es war die echte italienische Landschaft, welche für Augen, die nur die Gegenden im Norden der Alpen gewöhnt sind, einen harten und selbst öden Charakter besitzt. Aber wenn die Zeit und das häufige Vorkommen dieses Eindrucks denselben verwischt hat, besitzen derartige Schauspiele einen Zauber, mit dem sich kein anderes Land messen kann. Vor ihm lag die weit ausgedehnte Ebene, die von einem geschlängelten Bache durchschnitten wurde, dessen Lauf sich nur an den Weiden erkennen ließ, die die Ufer bezeichneten, während Olivenwälder mit Maulbeerpflanzungen abwechselten, zwischen denen sich Weingeländer zeigten. Auf der heißen Erde lagen halb von bunten Blumen versteckt große Kürbisse, die aus einem Füllhorn über die Oberfläche gestreut zu sein schienen, und in der weiten Ferne waren die Gipfel der den Gesichtskreis begrenzenden Berge mit Dörfern oder mit Burgruinen aus früheren Jahrhunderten gekrönt.

Wie kam es, daß Gerald wie verzaubert dastand

und auf dieses Schauspiel blickte? Wie kam es, daß es für seine Augen nicht ganz neu erschien? Warum folgte er dem schmalen Pfade, der bald aus den wilden Hainen hervorkam, bald wieder verschwand, bis er den Fluß erreicht und mittelst einer rohzusammengefügten Holzbrücke darüber hinwegging? Wie ging es zu, daß die niedrige Mühle dort, deren träges Rad sich gegen das Wasser bewegte, ihm als ein vertrauter Gegenstand aus alten Zeiten vorkam? Und warum fragten seine Augen vergeblich an, um den Weg zu sehen, der im Zickzack den steilen Berghang hinaufführte? Der Grund lag darin, daß sich eine Fluth von Erinnerungen in seinen Geist ergoß und seine Knabenjahre wieder vor seine Augen führte. Dies war der Pfad, auf dem er ausgezogen war, um sein Glück zu suchen, als er noch als Kind aus der Villa entfloh; dort lag die Ebene, über die er müde und mit wunden Füßen hingewandert war; in jenem kleinen Obsthaine neben dem Flusse hatte er eine Nacht geschlafen; dort, wo ein kleines Kreuz eine Kapelle bezeichnete, hatte er sich niedergesetzt, um sein Frühstück zu verzehren; um den oberen Theil jenes kleinen See's war er gegangen, als er nach den Bergen zuschritt.

Wenn diese Erinnerungen Anfangs nur schwach emporstiegen, wie die Umrisse eines Traumes, so wurden sie allmälig doch stärker und wesenhafter. Sein Leben in der Tana trat vor ihn hin, das kleine Zimmer, worin er gesessen und gelesen und nachgedacht

hatte; die schmale Treppe, über die er geräuschlos hinabschlich, um bei Nacht hinauszugehen und allein an dem dunkeln See hinzuwandern, und dann erblickte er vor sich den düsteren Fichtenwald, aus dessen Schatten er Gabriel hervorkommen sah, wenn der Abend hereinbrach.

„Ich will Alles dies noch einmal sehen," rief er laut; „ich will jene Gegenden nochmals besuchen und Alles heraufrufen, woran ich mich aus der Vergangenheit erinnere. Ich will sehen, ob mein Herz das Versprechen seiner Knabenhoffnungen gehalten hat und ob ich von dem Pfade abgeschweift bin, den ich ehemals für mich bestimmt hatte." In der Wirklichkeit von alledem, was er sah, und den Erinnerungen, die es erregte, lag ein wunderbarer erheuchelter Zauber nach dem Leben der Größe und Vornehmheit, worin er in der letzten Zeit gelebt hatte.

Wer das Experiment nicht selbst gemacht hat, vermag nicht an den Umfang der Einsicht zu glauben, die man durch einen erneuerten Besuch der Orte, wo seine Knabenzeit verstrichen ist, in seiner eigenen Natur erlangt. So lange wir noch nicht zu den Orten selbst zurückgekehrt sind, können wir uns nie das Leben verwirklichen, welches wir dort führten — wie wir in jener fernen Vergangenheit fühlten — woran wir dachten — wornach wir strebten.

Diese Jugenderinnerungen sind wunderbare Boten des Gewissens. Der kleine Garten, worin wir gru=

ben, das schmale Bett, worin wir schliefen, unsere alte Schulbank, die mit allen merkwürdigen Ereignissen des Knabenlebens dem Herzen eingeprägt ist. Der Pfad über die blumigen Wiesen nach dem Bache hinab, wo wir zu baden pflegten, die kleine Geisblattlaube, wo wir so wunderbare Geschichten hörten oder erfanden. Verlaßt Euch darauf, daß keiner von diesen Gegenständen nicht mit hohen Hoffnungen, hochherzigen Ideen, edlen Bestrebungen, kurz mit Etwas verknüpft ist, was wir zu sein beabsichtigten, aber nie verwirklichen konnten, einem Pfade, den wir einschlagen wollten, von dem wir aber hinweg und in den stürmischen Kampf, den wir das Leben nennen, traten.

Von dem schmalen Flusse geführt, über den die untergehende Sonne jetzt ihren letzten Schimmer ergoß, schritt Gerald neben seinem Pferde hin und erreichte die Mühle, als eben die Nacht einbrach. Er erfuhr zu seiner großen Ueberraschung, daß er volle fünfundzwanzig Stunden von Orvieto entfernt sei, denn obgleich er einen ganzen Tag von der frühesten Morgendämmerung an unterwegs zugebracht, hatte er doch nie an die Strecke gedacht, welche er durchmaß. Da es nichts Ungewöhnliches war, daß Couriere mit Depeschen auf dieser Straße nach der toskanischen Grenze vorüberkamen, so erregte seine Erscheinung wenig Aufmerksamkeit und er wurde eingeladen, sich mit an den Tisch des Müllers zu setzen, wo sich die Familie zum Abendessen versammelte.

„Sie wollen wahrscheinlich nach St. Stephano gehen," sagte der Müller, welcher Gerald zusah, wie er seinem müden Pferde ein Lager bereitete.

Gerald bejahte mit einem Kopfnicken und fuhr in seiner Arbeit fort.

„Nun, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich in dieser Jahreszeit nicht die untere Straße an dem Lago Scuro einschlagen."

„Warum?"

„Aus dem Grunde, weil man das Malariafieber oben in den Bergen hat und die Flüchtlinge, die dort leben, um vor den Carabinieri in Sicherheit zu sein, auf die Ebenen herabkommen müssen, und sie streifen hier in Banden von zwanzig bis dreißig Mann auf den Landstraßen umher und machen die Gegend nach eingebrochener Nacht unsicher."

„Sie sind also Räuber?" fragte Gerald.

„Ja, jeder Mann und jedes Weib von ihnen! Sie achten weder die Priester noch die Präfecten. Was denken Sie, daß sie vor drei Wochen in Somarra gethan haben? Eine Gesellschaft von reisenden Schauspielern, die durch die Stadt kam, erlangte von dem Delegato die Erlaubniß, eine Vorstellung zu geben. Das Theater war zum Erdrücken voll, wie Sie sich leicht vorstellen können, da ein solches Vergnügen nicht alle Tage vorkommt. Nun, das Orchester hatte die Ouverture beendigt und der Vorhang ging in die Höhe. Aber statt eines Dorffestes mit tanzenden Bauern

zu zeigen, war die Bühne mit wildaussehenden bis an die Zähne bewaffneten Kerlen angefüllt, von denen jeder eine Flinte auf das Publicum gerichtet hielt. Unterdessen wurden die Thüren der Logen geöffnet und die Leute darin höflich ersucht, ihr Geld, ihre Uhren und Juwelen, kurz Alles, was sie Werthvolles an sich hatten, herauszugeben. Auch das Parterre wurde genau auf die gleiche Weise behandelt, denn es konnte Niemand entschlüpfen, da sämmtliche Thüren von den Banditen besetzt waren. Sie nahmen zum Lohn für ihre Abendarbeit Gegenstände im Werthe von siebenundvierzigtausend Livres mit fort. Ja, der Delegato hat seit diesem Vorfalle sein Bett nicht wieder verlassen und erwartet jeden Tag nach Rom berufen oder nach Viterbo in's Gefängniß geschickt zu werden."

„Warum ergreift die päpstliche Regierung nicht Maßregeln gegen diese Burschen? Warum läßt man sie das ganze Land nach Belieben verheeren?"

„Die Frage müssen Sie an Ihren Herrn, den Cardinal stellen," sagte der Müller lachend. „Es würde jetzt, wo man im Gebirge das Fieber hat, leicht genug sein, sie einzufangen, wenn irgend Jemand dazu Lust hätte, aber der „Pastore", wie sie ihren Häuptling nennen, bezahlt für sein Patent eine hübsche Summe und bringt nie einen Menschen um, wenn er es vermeiden kann."

„Und wer ist jener Pastore — was ist er gewesen?"

„Er war ehemals ein Mönch. Manche sagen, er sei einst ein Monsignore gewesen, und seinen Manieren und Reden nach hätte er wohl einer sein können."

„Sie haben ihn also gesehen?"

„Ihn gesehen! Per Bacco! Das habe ich auf meine Kosten! Er kommt selbst, um seine „due de Pasqua" zu holen, weil er sie sämmtich einzieht, ehe er sich zum A bendessen niedersetzt."

„Meinen Sie damit, daß er sich mit Ihnen zu Tische setzt?"

„Ja, und er ist der Lustigste an der Tafel. Eines Abends war er so voll angenehmer Geschichten und hübscher Lieder, daß einer von meinen Söhnen der Anziehungskraft seiner Gesellschaft nicht widerstehen konnte und am folgenden Morgen aufbrach, um sich ihm anzuschließen. Seitdem ist er nicht wieder gekommen."

Wie einerseits Gerald's Neugier erregt war, etwas Näheres über diesen berühmten Banditenführer zu hören, so ließ sich der Müller andererseits nur zu gern über einen Gegenstand ausfragen, den er so sehr liebte. Seiner Ansicht nach war der Pastore kein gewöhnlicher Räuber, sondern ein halb politischer, halb finanzieller Agent gewisser vornehmer Leute in Rom. Dies war eine Theorie, die er aufgestellt zu haben etwas eitel war und die er mit bedeutendem Scharfsinne vertrat.

Der Pastore selbst wurde als ein munter aussehender Mann beschrieben, der über die Mitte des Lebens

hinaus, aber immer noch kräftig und rüstig sei, und, wenn keine besondere Körperbehendigkeit doch bedeutenden Scharfsinn und Witz besitze. Er stand sich gut mit den Bauern, die stets bereit waren, ihm kleine Dienste zu leisten und denen er dafür seine Dankbarkeit durch kleine Geschenke an Festtagen oder bei Familienlustbarkeiten bewies. „Und was den Pfarrer betrifft," sagte der Müller, „so fragen Sie ihn nur, wer den schönsten Kranz für das Haupt der Madonna geschickt, oder wer die silberne Lampe gestiftet hat, die am Altar des heiligen Nicodemus brennt."

Dieses seltsame Gemisch von Frömmigkeit mit gänzlicher Gesetzlosigkeit — diese eigenthümliche Verbindung von Zutraulichkeit mit offener Gewaltthätigkeit waren Züge, die Gerald auf seiner ganzen Lebensbahn nie angetroffen hatte, und er war nicht wenig neugierig darauf, einen Mann zu sehen, der so widerstreitende Eigenschaften mit einander verbinden konnte.

„Ich möchte ihn wirklich sehen," sagte er nach einer Pause.

„Reiten Sie nur mit Ihrer schwarzen Stute morgen durch den Capripaß; lassen Sie ihn sehen, wie sie durch das hohe Kraut schreitet und auf den Felspfaden stets sicheren Trittes geht, so wette ich mein Leben darauf, daß Sie ihn sehen und hören werden."

„Sie wollen damit sagen, daß er bald statt meiner im Sattel sitzen würde," sagte Gerald halb erzürnt.

„Ich meine, daß das Pferd seinen Eigenthümer verändern und Sie gewiß durch den Handel nicht reicher werden würden.“

„Eine Kugel vermag einen Mann einzuholen, wenn er auch noch so schnell reitet,“ sagte Gerald ruhig, „und ihr Pastore braucht sich nur in einen Hinterhalt zu legen, bis er mich sicher auf dem Korn hat, um einen sehr unschädlichen Feind aus mir zu machen. Aber ich dachte an eine ehrliche Zusammenkunft — Mann gegen Mann —“

Eine geringschätzige Geberde des Müllers that hier Geralds Worten Einhalt und der junge Mann wurde vor Schaam und Zorn purpurn.

„Es ist leicht genug, solche Dinge zu sagen, und schwer, das Gegentheil zu beweisen. Aber wenn ich sicher wäre, den Burschen allein und ohne seine Leute zu treffen, so würde ich den Weg, von dem Sie sprechen, morgen einschlagen, ohne auch nur zu fragen, wohin er führt.“

Der Müller erhob sich mit einem insolenten Lächeln von seinem Sitze.

„Sie haben mich nach dem Capripaß gefragt — das ist ein Bild davon,“ sagte er, indem er auf eine kunstlose Darstellung einer tiefen Bergschlucht deutete, durch die ein schäumender Gießbach sprudelte. Verkrüppelte Fichten bekleideten die Klippen und phantastisch gestaltete Felsen durchbrachen die Umrisse der Bäume, und auf einem derselben hatte der Künstler

die Gestalt eines Räubers gezeichnet, der mit der Flinte in der Hand die dunkle Schlucht hinabspähte.

„Das ist eine Stelle," sagte der Müller lächelnd, „welche die Carabinieri des heiligen Vaters nie geliebt haben. Sie haben es einmal versucht — ich weiß nicht vor wie vielen Jahren — und elf von ihren Kameraden zurückgelassen. Seitdem ist sie für sie eben so heilig gewesen, wie die St. Johannes-Laterankirche."

„Aber ich sehe keine Straße — es scheint nur eine Spalte zwischen den Bergen zu sein."

„Ja, es ist doch eine Straße vorhanden — eine Art von Saumpfad, der aus dem Thale emporsteigt und sich dort oben hinzieht, wo Sie ein kleines Holzgebäude sehen. Zuletzt erreicht er den Gipfel, um den er sich schlängelt, und von dort gelangt man auf eine große Hochebene. Ich bin selbst nicht dort gewesen, aber man hat mir erzählt, daß man von hier aus die ganze Maremma und bei schönem Wetter das Meer jenseits derselben und den Hafen von St. Stephan mit den Inseln übersehen könne."

Der Müller war jetzt auf einen Lieblingsgegenstand gekommen, und er beschrieb, wie die Schmuggler, die für die Erlaubniß eine Art von Tribut bezahlen, gewöhnlich diese Straße einschlugen, wenn sie von der Küste aus in das Innere gingen. Es erspare ihnen mehrere Meilen und sie seien überdies vor jeder Belästigung sicher. Da der Weg gerade auf die toscanische Grenze

zu führt, wird er auch von Allen gewählt, die aus römischen Gefängnissen entfliehen. „Allerdings," fügte er hinzu, wird er jetzt weniger frequentirt, wo man erwarten kann, auf den Pastore zu stoßen; denn da es von dem Zufall abhängt, in welcher Laune er sein mag, so wird Niemand gern sein Leben in einer solchen Gesellschaft wagen."

Obgleich Gerald wußte, daß das Brigandenwesen eine römische Institution — ein regelmäßig geordneter Zug des Staatsdienstes war, durch den nicht unbedeutende Einkünfte in die Hände einiger sehr hoch stehender Personen kamen, hatte er doch noch nie gehört, daß diese Verbrecher zuweilen sogar als Regierungsagenten verwendet wurden, um Reisende, gegen die man Verdacht hegte, festzunehmen und aufzuhalten, Courieren fremder Höfe die Depeschen zu rauben, welche sie den Gesandten überbringen sollten, ja man behauptete sogar, daß sie hier und da in feste Orte eingebrochen seien, um Documente zu vernichten, durch welche Schuld erwiesen oder Unschuld festgestellt werden konnte — denn alle diese Dienste waren von einer Natur, daß sie den Leuten für ihre Gefahr nur wenig Belohnung gewährten, wenn sie nicht auf höheren Befehl handelten. Vielleicht lag viel Uebertriebenes in dem Bericht, welchen der Müller über das Leben und die Thätigkeit dieser Männer gab, aber mit seinen Theorien vermischten sich so viele Thatsachen, daß Gerald wirklich in Erstaunen gesetzt und sein höchstes Interesse erregt

wurde. Allerdings war es keine geringe Beihülfe zu dem Nachdruck der Erzählung, daß jetzt der gelbe Mondschein die eine Seite der Gegend beleuchtete, wo jene Personen hausten, und daß er aus dem kleinen Fenster, an welchem er saß, auf ihre Gebirgsheimath hinausschauen konnte.

„Sehen Sie," sagte der Müller, indem er nach einem hohen Berggipfel deutete; „da, wo Sie jenes Feuer erblicken, befindet sich ein Lager von ihnen! Jetzt können Sie beurtheilen, wie wenig diese Burschen einen Ueberfall fürchten."

Während Gerald noch hinschaute, schoß eine zweite und dann eine dritte Flamme von den Gipfeln anderer Hügel in weiterer Entfernung empor und brachte den Müller auf die Vermuthung, daß dies Signale irgend einer Art sein müßten.

„Verlassen Sie sich darauf, daß die Leute dort oben heute Abend Arbeit vorhaben," sagte der Müller, der jetzt Gerald sein Zimmer anwies und sich anschickte, selbst zu Bett zu gehen. „Es wird wohl manche Bußübung, manches Paternoster kosten, um das zu verwischen, was zwischen der jetzigen Stunde und Tagesanbruch geschieht." Und mit diesen frommen Worten verließ er das Zimmer.

Siebenzehntes Kapitel.

Il Pastore.

Nach den ersten Momenten des Erstaunens, welche dem Erwachen Gerald's folgten, sich an einem fremden Orte in fremdartigen neuen Umgebungen zu finden, war es sein erster Gedanke, nach Orvieto zurückzukehren. Er malte sich die Bestürzung aus, welche seine Abwesenheit erregt haben mußte, und stellte sich vor, wie die verschiedenen Personen das Ereigniß aufgenommen haben würden; das zornige Erstaunen des Cardinals, der bereit war, an jede Lösung des Geheimnisses zu glauben, welche Intriguen und Complotte andeutete — die stolze Entrüstung der Contessa, daß er es gewagt, ohne Erlaubniß von ihr irgend einen Schritt zu thun — die hundert Gerüchte unter der Dienerschaft — die Fragen, wer sein Pferd gesattelt und gezäumt, welchen Weg er eingeschlagen habe, und so weiter.

Es giebt Naturen — es giebt sogar Familien —

worin eine starke Vorliebe dafür herrscht, Dinge zu thun oder zu sagen, die Erstaunen oder Verwunderung erregen. Es ist eine eigene Form der Selbstsucht, die sich bei dem Hause Stuart in einem beneidenswerthen Grade zeigte. Sie Alle liebten es sehr, Gegenstände der Verwunderung und Ueberraschung zu sein, zu sehen, wie die Menschen erstaunt über ihre Worte oder Beweggründe nachsannen und scharfsinnige Hypothesen aufstellten, um ihre geheimen Absichten zu enthüllen.

Für Gerald selbst war diese Neigung eine wahre Passion, und er liebte es, Couriere in größter Eile ankommen und abgehen zu sehen, während Gruppen von Neuigkeitskrämern fragten und Vermuthungen aufstellten, was dies zu bedeuten haben könne. Er liebte es, sich den wichtigsten Platz vorzustellen, den er in den Gedanken der Menschen auf diese Weise einnahm, und würde jeden Tag bereit gewesen sein, einer wirklichen Gefahr entgegen zu treten, wenn er sich nur hätte versichern können, daß es in weiten Kreisen besprochen werden würde. Diese dramatische Neigung war eine auffallende Eigenthümlichkeit in dem Charakter Carl Edwards. Aber die wirklichen Ereignisse seines Lebens waren an sich abenteuerlich genug, um sie in weniger hervorragendem Maße wahrnehmen zu lassen. Aber er fand stets seine Freude an den Bühneneffecten, die durch ihre Situation oder durch ein malerisches Costum Aufmerksamkeit erregen. Gerald hatte diesen Zug geerbt und fand eine hohe Freude an

seiner Ausübung. Er stellte sich vor, wie Se. Eminenz der Cardinal zwischen Furcht und Zorn schwankend nach allen Seiten Sendboten ausschickte, hier um Rathschläge bat, dort Vorschläge zurückwies, während Giglia, zu stolz, um Erstaunen blicken zu lassen, sich in Vermuthungen darüber verlor, was aus ihm geworden sein müsse. Wenn man sich darüber wundern sollte, daß Gerald kein zarteres Gefühl gegen die schöne Gräfin hegte, mit welcher er in so vertrautem Umgang gelebt und die so tief in alle seine Schicksale eingeweiht war, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß es nicht seine Schuld war, sondern daß er sich möglichst bemühte, sich in sie zu verlieben, und daß es ihm wahrscheinlich gerade aus diesem Grunde mißlang. Kein Ansteckungsstoff in der Welt wird einen Menschen zwingen, von einer Krankheit angesteckt zu werden, andererseits aber werden auch seine Vorsichtsmaßregeln nicht hinreichen, um ihr zu entgehen. Ebenso verhält es sich mit der Liebe. Gerald erblickte in ihr eine Person, die alle Künste besaß, welche den höchsten Rang geziert haben würde. Sie war im hervorragenden Maße schön und besaß neben einer bezaubernden Anmuth auf das Vollkommenste alle die Künste, welche die Gesellschaften erfreuen und das Gemisch von schlagfertigem Witz mit südlichem Schmachten, welches ein seltenes Element der Erziehung bildet. Bei alledem verliebte er sich aber doch nicht in sie. Der Grund davon war folgender: Giglia besaß nichts von den

plötzlichen Launen, den Abwechselungen hochfliegender Hoffnung mit düsterer Niedergeschlagenheit, den heftigen Schwankungen des Temperaments, welche schnelle Entschlüsse oder noch schnellere Thatkraft andeuten. Sie war ruhig — zu ruhig — zu gedankenvoll — und wie er dachte, viel zu sehr mit Vorbereitungen für Zukunftsereignisse beschäftigt, um die Gegenwart zu genießen oder dem Bevorstehenden kühn entgegentreten zu können. Dann verwundeten diese Eigenthümlichkeiten seine Eigenliebe; sie machten, daß er sich überlegen fühlte und ärgerte sich über Rathschläge, die mit der Autorität von Befehlen kamen. Dieser Eindruck wurde ferner durch eine zufällige Verwundung seines Stolzes erhöht. Es war ein beiläufiges Wort, welches er einst vernommen hatte, als sie eines Abends mit dem Cardinal in einer Allee des Gartens spazieren ging, die an diejenige grenzte, worin er stand. Sie hatten über seine Schicksale und seinen Charakter gesprochen, und sie bemerkte mit einer gewissen Bitterkeit des Tones, als ob sie einer hoffnungsvollen Erwartung ihres Onkels widerspreche: „Non, caro zio non. E piu capace de farsi Prete.“ „Nein, mein lieber Onkel, eher ist er im Stande, Priester zu werden!“ Dies waren seltsame und bedeutungsvolle Worte von einer Person, welche jenen Stand gering schätzte und es sogar wagen konnte, diese Idee gegen eines seiner Mitglieder einzugestehen.

Diese Worte verließen Gerald's Geist nie. Sie

traten vor ihn, wenn er des Morgens erwachte, sie drängten sich ihm auf, wenn er träumend im Bette lag, sie vermischten sich mit seinen Pläneu für die Zukunft und kehrten, was noch schlimmer war, in Momenten in sein Gedächtniß zurück, wo sie an seiner Seite saß und Hoffnungen eines herrlichen Geschickes einflößte. Wieder und immer wieder fragte er sich, wie es komme, daß sie so bereit sei, ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden, obgleich sie diese Ansicht von ihm hege, und die einzige Antwort, die er darauf fand, war für seine Eigenliebe noch schmerzlicher.

Wie, wenn sie diese schwache, ungewisse Natur gänzlich gekannt hätte? Wie, wenn sie diesen so von Unentschlossenheit erfüllten Charakter irrig ausgelegt hätte? Wie, wenn dieser Priesteraspirant sich als ein tollkühner Mann, der für alle Folgen gleichgiltig war, erwies? Wie, wenn die nächsten Nachrichten, die sie von hier erhielt, aus einem fernen Lande kämen, — aus Umgebungen, welche beweisen, wie gering ich den Flitterputz einer gemachten Vornehmheit — die elenden Ansprüche auf einen Rang, dessen ich mich nie erfreuen sollte, achte? „Auf alle Fälle," sagte er, „sollen sie Stoff für ihre Vermuthungen erhalten und mich in den nächsten Tagen nicht wiedersehen." Und mit diesem Entschlusse, der eher dem Vorsatze eines erwachsenen Mannes glich, schlenderte er in die Mühle, wo der Müller jetzt eifrig beschäftigt war.

„Ich sehe, daß die Depeschen Ihres Herrn nicht

besonders dringend sind," sagte der Müller. „Ich hatte nicht vermuthet, daß ich Sie diesen Morgen noch finden würde."

„Ich habe Zeit genug zur Verfügung," antwortete Gerald, „wenn ich im Laufe der nächsten Woche St. Stephano erreichen kann, so werde ich früh genug dort sein. Ich hätte daher halb und halb Lust die Neugier zu befriedigen, die Sie in mir erregt haben und eine kurze Wanderung durch das Gebirge dort drüben zu machen."

„Nein, nein, lassen Sie die Straße nur links liegen. Folgen Sie dem Wege, der am Lago Scuro hingeht und setzen Sie Ihren Hals nicht in nutzlose Gefahr."

„Aber Sie haben mir gestern Abend gesagt, daß jener Pastore nie grausam wäre, wenn es ihm nichts nütze und daß er bei weitem lieber einem armen Manne beistände als ihn ausplünderte. Was soll ich daher fürchten?"

„Daß er Ihnen in die Handfläche schauen und dort sehen könnte, daß sie nicht an harte Arbeit gewöhnt ist. Wenn er Sie für einen Spion hält, per Bacco, so möchte ich um alle Juwelen im Vatican nicht in ihren Schuhen stehen."

„Könnten Sie es nicht so einrichten, daß Sie mich als einen von Ihren Leuten verkleideten und mir eine Art von Brief für ihn mitgäben."

„Da fällt mir ein, daß schon seit vier Tagen ein

Brief für ihn hier liegt," sagte der Müller plötzlich, „und ich habe keine Gelegenheit gehabt, um ihn weiter zu schicken."

„Da haben wir ja gerade, was wir brauchen," fiel Gerald ein.

„Hier ist der Brief," sagte der Müller, indem er das Document zwischen den Blättern eines Buches hervornahm. Er kommt aus dem Ursulakloster jenseits des Tiber. Es ist seltsam genug, daß der Pastore einen Briefwechsel mit den frommen Damen von St. Ursula unterhält. Es war noch dazu ein Mönch, der ihn herbrachte und dem der Muth fehlte, um weiter zu gehen. Ich glaube wirklich, daß jenes Bild von dem Capripaß ihn bestimmt hat, umzukehren."

„Das war thöricht von ihm. Er hätte wissen sollen, daß der Pastore schwerlich einen guten Dienst mit Grausamkeit vergelten würde," sagte Gerald.

„Was das betrifft, so wird es von der Laune abhängen, worin er sich gerade befindet." Dann fügte er nach einer Pause hinzu: „Wenn Sie es darauf ankommen lassen wollen, ihn bei guter Stimmung zu finden, so brauchen Sie nur einen Rock und eine Mütze von einem meiner Jungen zu leihen und jenen Brief mitzunehmen. Sie werden ihm sagen, daß ich Sie damit geschickt habe und er wird keine weitere Frage an Sie stellen."

„Und meine Hände, von denen Sie sagten, daß

sie mich verrathen würden?" fragte Gerald, „was soll ich thun, um sie unkenntlich zu machen."

„Ein paar frische Wallnüsse werden sie bald färben und Ihr Gesicht ebenfalls. Und nun will ich Ihnen die Straße zeigen, die Sie einschlagen müssen." Hiermit zog der Müller Gerald an das Fenster und begann, ihm den Weg zu beschreiben, indem er ihm verschiedene auffallende Gegenstände bezeichnete, nach denen er seine Richtung einschlagen müsse.

Sobald sich Gerald so viel wie möglich mit allen Einzelnheiten des Weges bekannt gemacht hatte, begann er sich in das nöthige Costüm zu werfen, und die Farbe, womit er seine Haut gebräunt, sowie die neue Kleidung hatten ihn so umgewandelt, daß der Müller ihn in den ersten Sekunden nicht erkannte.

Gerald begrüßte ihn mit einem Humor, dem er sich selten hingab, auf ländliche Weise, während er ihn mit einem starken Bauernaccent fragte, ob Seine Ehren keine weiteren Befehle für ihn hätte?

Der Müller lachte gutmüthig und schüttelte ihm zum Abschied die Hand. „Ich vermuthe sehr stark, daß die schwarze Stute mir zufallen wird," murmelte er, als er Gerald nachblickte, bis dieser in der Ferne verschwand.

Gerald schritt lange hin, ohne seine Umgebungen zu beachten. Das ihm bevorstehende Abenteuer beschäftigte seinen Geist so, daß es alles Uebrige ausschloß, und er malte sich nicht nur jeden möglichen

Ausgang des gegenwärtigen Wagestückes aus
stellte sich auch vor, was seine Empfindung
sein können, wenn ihm das Glück beschieden gewesen
wäre, das große Unternehmen anzutreten, wonach seine
Hoffnungen so lange gestrebt hatten. „O, wenn dies
nur Schottland oder Irland wäre!" dachte er; „wenn
mein Fuß jetzt nur den Boden beträte, den ich mein
eigen nennen könnte! Wenn ich mir nur ein einziges
Mal das herrliche Bewußtsein vergegenwärtigen könnte,
als ein Mitglied des Geschlechts anerkannt zu werden,
welches ehemals dort souveraine Herrschaft führte!
Wenn ich nur den Rausch jener hochherzigen Hingebung
kosten könnte, die meinen Vater in allen seinen Unglücksfällen
erheitert hat, so würde ich denken, daß
der Moment mir alle Sorgen des Lebens reichlich vergolten
hätte. Und jetzt ist Alles vorüber wie ein
Traum. Es ist wie Purcell gesagt hat: Man will
uns nicht mehr! Wir gehören der Vergangenheit an
und besitzen in der Gegenwart keine Bedeutung. Welch
ein seltsames, trauriges, räthselhaftes Geschick! In
dem Gefühle lag eine Demüthigung, die ihm den tiefsten
Schmerz bereitete. Es war das Bewußtsein, von
jeder Sympathie abgeschnitten den Wünschen, Hoffnungen
und Bestrebungen seiner Nebenmenschen entfremdet
zu sein. Gabriel Requetti hatte ihm glauben
gelehrt, daß aus einer solchen Isolirtheit hervor die
Menschen ihre größten Erfolge erringen. Man muß
sich vor Allem im Leben ganz allein fühlen, ehe man

sich der Freiheit bewußt sein kann, welche ein unbeschränktes Handeln sichert.

Dies war eine von den Maximen, die er gern aussprach, und mochten sie ihn nun von den Umgebungen zurückgerufen werden, worin er jenen wunderbaren Mann zuerst angetroffen, oder blos von der Richtung seiner Gedanken eingegeben sein, kurz, viele von den Lehren und Vorschriften Mirabeau's stiegen, als er dahinging, in seinem Gedächtniß auf.

Er hatte seit einiger Zeit schon unbewußt einen ziemlich steilen Bergpfad eingeschlagen, der so tief zwischen dichtem Gebüsch versteckt lag, daß auf beiden Seiten jede Aussicht abgeschnitten wurde. Jetzt kam plötzlich der Weg aus dem Dickicht hervor und lief an dem Berghang hin und verschwand an einem hervorspringenden Felsen, um den er zu gehen schien. Als sein Auge dem Pfade bis dorthin folgte, sah er Etwas flattern, was eine scharlachrothe Fahne zu sein schien. Er hatte nur so viel Zeit, um dies zu bemerken, ehe der Gegenstand jenseits des Felsens verschwand.

Der Gedanke, daß noch ein anderer Reisender mit ihm den gleichen Weg verfolge, munterte ihn auf, und er beschleunigte jetzt seine Schritte. Der Weg war jedoch länger, als er vermuthete, und als er das Vorgebirge erreichte, sah er das Maulthier eine gute Stunde entfernt vorsichtig über den kleinen Saumpfad am Berge hinschreiten. Die Verfolgung begann ihn jetzt zu reizen und er strengte seine Augen an, um zu

sehen, ob es ihm nicht auf irgend einem näheren Wege gelingen könne, den Gegenstand zu erreichen. Während er noch so hinblickte, sah er, daß zwei Figuren den Maulthieren in geringer Entfernung folgten, konnte aber nicht erkennen, was es für Personen waren.

Es war sehr unwahrscheinlich, daß Jemand von den Leuten des Pastore einen so auffallenden und leicht bemerkbaren Putz für sein Thier gewählt haben würde, wie diese grelle Satteldecke, und Gerald dachte sich die Reisenden als Bauern, die vielleicht nach ihrer Heimath in der Maremma zurückkehrten, oder auf der Wallfahrt nach irgend einer Capelle begriffen seien.

Mit nicht geringer Anstrengung kam er ihnen um so viel näher, daß er ihr Aussehen wahrnehmen und entdecken konnte, daß die eine Person ein Mönch in der dunkelolivenbraunen Kutte eines Franziscaners und die andere ein Frauenzimmer in einem Klostercostüme war, welches er nicht erkannte. Ueberdies sah er, daß das Maulthier eine ziemlich schwere Last und ein so umfängliches Gepäck trug, wie es selten einen reisenden Mönch begleitet.

Wer hat nicht seine Neugier durch irgend einen geringfügigen Umstand gereizt gefühlt, wenn sich derselbe an einem entlegenen Punkte zutrug, der, wenn er auf einer stark bereisten Straße vorgekommen wäre, unbeachtet geblieben sein würde? Es war diese Seltsamkeit, welche Gerald antrieb, sich zu beeilen, um die

Reisenden einzuholen. Er vergaß das Bauercostüm, welches er trug, und die Rolle, die er in Folge desselben eigentlich spielen sollte, und rief ihnen mit gebietendem Tone zu, Halt zu machen, bis er herankommen würde.

„Halt!" rief er, „und sage mir, ob dies der Weg nach dem Capripaß ist."

Der Mönch wendete sich schnell um und blieb stehen, bis Gerald herankam.

„Sie sprechen, als ob Sie gewöhnt wären, auf diesen Bergen Ihre Befehle zu ertheilen, mein Sohn," sagte er mit streng verweisendem Tone. „Selbst ein armer Franciscaner ist überrascht, auf solche Weise angeredet zu werden."

Gerald hatte jetzt seine Besinnung so weit wieder erlangt, daß er sah, wie er seinen angenommenen Charakter compromittirt hatte, und er antwortete mit unterwürfigem Tone und in einem bäuerischen Accent:

„Ich bitte um Verzeihung, Fra; die Einsamkeit in dieser wilden Gegend hat mich eben so verwirrt gemacht, daß ich kaum weiß, was ich sage, oder verstehe, was ich höre."

„Woher kommen Sie?" fragte der Mönch rauh.

„Aus der Mühle zu Orto-Milano."

„Und wohin gehen Sie?"

„Nach St. Stephano, nachdem ich einen Brief abgegeben, den ich hier habe."

„An wen ist der Brief adressirt, mein Sohn?“ sagte der Fra mit sanfterer Stimme.

Gerald unterdrückte nur mit Mühe die scharfe Antwort, welche auf seinen Lippen schwebte, und sagte:

„Er ist für einen Mann, von dem weder Sie noch ich viel wissen — für den Pästore.“

„Ich kenne ihn gut,“ entgegnete der Mönch dreist, „und ich sage es ohne Furcht vor Widerspruch. Ich bin der Einzige, dem er beichtet — ja, das thut er, so schlecht Sie auch von ihm denken,“ fügte er hinzu, als wolle er das halb verächtliche Lächeln auf Gerald's Gesicht beantworten. „Zeigen Sie Ihren Brief.“

Gerald zog mit unbeholfener Widerwilligkeit den Brief hervor und zeigte ihn.

„O,“ rief der Fra eifrig, „er hat seit mehreren Tagen diesen Brief erwartet. Aber jetzt kommt er zu spät.“

Mit diesen Worten eilte er zu der Nonne, welche neben dem Maulthiere ging und flüsterte ihr etwas zu. Sie blickte hastig einen Moment zurück und wendete dann eben so schnell wider den Kopf ab. Jetzt fuhren sie fort, sich eifrig eine Zeit lang zu unterhalten und schienen Gerald gänzlich vergessen zu haben, der hinter ihnen herschritt, bis der Fra sich plötzlich umwendete und sagte:

„Ich will Ihren Brief besorgen, mein Sohn, während Sie unsere Schwester nach Cheatstone, dem kleinen Weiler hinabbegleiten, den Sie am Fuße des Ber-

es sehen. Und wenn eine Antwort darauf gegeben werden soll, so werde ich sie morgen vor Tagesanbruch hinbringen."

„Nein, Fra, ich habe versprochen, diesen Brief zu eigenen Händen abzugeben und ich gedenke Wort zu halten."

„Sie werden es wohl unterlassen müssen," sagte der Mönch, „denn der Pastore wird Sie nicht vorlassen. Dies sind seine Tage der Bußübungen und ich bin der Einzige, der sich ihm zu nahen wagt."

„Ich habe das Versprechen gegeben, diesen Brief zu eigenen Händen zu überliefern," sagte Gerald ruhig.

„Sie haben in Ihrem Leben vielleicht so manches voreilige Wort gesprochen, aber nie ein voreiligeres als dieses," erwiderte der Mönch streng. „Ich sage Ihnen nochmals, daß er Sie nicht sehen wird. Auf alle Fälle werden Sie den Weg mit Ihrem eigenen Witz suchen müssen, und es ist ein Pfad, der schon klügere Köpfe in Verwirrung gesetzt hat."

Mit diesen unhöflichen Worten, die er auf die rauheste Weise sprach, schritt der Mönch hastig vorwärts, bis er seine Gefährtin einholte, indem er es Gerald überließ, ihm zu folgen, wenn es ihm beliebe.

Er ging eine Zeit lang hinter den Beiden her und strengte unterdessen vergeblich die Augen an, um nach irgend einer Seite ein Zeichen von einem aufwärts führenden Pfade zu suchen. Der Weg, welchen

er früher gewandelt hatte, während die Hoffnung ihn ermunterte, wurde jetzt wieder traurig und langweilig. Er war seines Abenteuers müde, über seinen Mangel an Erfolg unmuthig und mit sich selbst unzufrieden. Zuletzt beschloß er nicht weiter zu gehen, als bis zu einem kleinen Olivenwäldchen, welches eine Schlucht des Berges ausfüllte, und nachdem er dies erreicht habe, sich eine Zeit lang auszuruhen und hierauf den Rückweg einzuschlagen.

Die Sonne schien stechend und die Hitze war drückend, so daß er endlich, als er das Wäldchen erreichte, sich mit Freuden im Schatten niederwarf, um auszuruhen. Er hatte den Franciscaner und seine Reisegefährtin bereits vergessen und sann über seine eigenen Schicksale nach, als er plötzlich ihre Stimmen vernahm, sich geräuschlos bis an den Rand des Felsens schlich und sie an einem kleinen Brunnen sitzen sah, neben welchen sie ihr Frühstück hingelegt hatten. Das Weib hatte die Kapuze zurückgeworfen und ließ jetzt einen schönen Kopf blicken, dessen langes schwarzes Haar schwer über beide Schultern herabfiel, während die schlanken mit glänzenden Ringen bedeckten Finger deutlich zeigten, daß die Klosterkleidung nur eine Verkleidung sei. Dies war überdies nicht das Einzige, was ihn überraschte, denn er sah jetzt, daß eine kurze messingene Flinte, die gewöhnliche Waffe der Räuber, dicht neben dem Mönche lag.

„Es ist der Pastore selbst,“ dachte Gerald, als er

auf die kräftigen Glieder des Mönches hinabschaute. „Wie habe ich ihn nur für einen Klosterbruder halten können?" Je mehr er über das Benehmen des Mönches — seine Begier, den Brief zu erlangen und die sorglose Gleichgiltigkeit, womit er darauf Gerald verließ, nachdachte, desto gewisser fühlte er sich, daß dies kein Anderer sein könne, als der berühmte Anführer selbst.

„Es ist mir wenigstens gelungen, ihn zu Gesicht zu bekommen," dachte er; „und warum sollte ich nicht dreist auf ihn zugehen und ihn anreden?" Der Beschluß war kaum gefaßt, als er auch an's Werk ging, um ihn auszuführen. Im nächsten Moment war er die Klippe hinabgestiegen, hatte sich durch das Gebüsch gearbeitet und stand vor ihnen.

„Sie sind also darauf erpicht, mir nachzuspüren, junger Bursche?" sagte der Mönch zornig. „Einmal — zweimal war heute die Straße für Sie offen, um Ihren eigenen Weg zu suchen, und Sie haben ihn nicht einschlagen wollen. Wie sehr muß Ihnen daran gelegen sein, sich ein Unheil zuzufügen."

„Sie sind der Pastore," sagte Gerald dreist.

„Und Du bist Gherardi mio!" rief das Weib, indem es auf ihn zusprang und die Arme um seinen Nacken schlang. Es war Marietta.

Wer vermöchte den Freudenausbruch Gerald's zu malen, der sie nun mit Fragen überhäufte, woher sie komme, wohin sie gehe, warum und wie und zu wel-

chem Zwecke sie hier sei. War sie wirklich und wahrhaftig die Egypterin gewesen, die ihn auf seinem Krankenlager besucht hatte, und nicht ein bloßes Traumgebilde.

„Und es war also von Deinen Lippen," rief er, „daß ich erfuhr, daß aller dieser Ehrgeiz nur eine Schlinge sei — daß ich nur dazu bestimmt wäre, das Werkzeug listiger Menschen zu sein, die blos auf ihre eigenen Pläne bedacht sind? Zuweilen war es, als ob die Offenbarung von Dir komme, zuweilen war es, als ob die Ueberzeugung in meinem eigenen Herzen aufgestiegen sei. Was von beiden war es, Marietta mia?"

„Wer ist er?" rief der Fra begierig. „Das ist doch sicherlich unmöglich — ja, aber es ist der Prinz — der Sohn meines alten Herrn und Meisters." Und er kniete nieder und küßte Gerald's Hand zu wiederholten Malen. „Er kennt mich nicht — wenigstens weiß er nicht, was ich ehemals war — der Freund, der Zechkamerad eines Königssohnes," fuhr er leidenschaftlich fort.

„Waren Sie denn einer von seinen alten schottischen Anhängern — einer von den treuen Männern, die so hingebend an seiner Sache hingen?"

„Nein, nein, aber ich war einer, den er lieber hatte, wie sie alle."

„Und Du, theuerste Marietta, wie kommt es, daß

ich Dich hier sehe?" rief Gerald wieder zu ihr gewendet.

„Ich bin manche lange Weile nach Dir gegangen, mio Caro," sagte sie. „Ich wußte schon vor langer, langer Zeit um die Pläne dieser Menschen und beschloß, Dich vor ihnen zu retten. Ich glaubte, daß ich Massoni zu Deinem Freunde machen könne, aber ich hatte Unrecht — der Jesuit war in ihm stärker als der Mensch. Ich blieb noch mehrere Monate in dem St. Ursulakloster, nachdem ich es hätte verlassen können, nur um den Pater zu sehen — sein Spiel zu beobachten, ihn wo möglich an mich zu heften, aber es mißlang mir — mißlang mir unbedingt. Er war seiner Sache treu und wollte meine Liebe nicht annehmen. Glücklicher war ich jedoch mit dem Cardinal — ja vielleicht glücklicher, als ich es wünschte. Se. Eminenz war mein Sclave. Es gab kein Geheimniß des Vaticans, welches ich nicht erfuhr. Ich las den Briefwechsel mit dem spanischen Minister Arazara — ich gab ihm die Antworten nie; ich hörte den ganzen Plan für Ihr Unternehmen — wie Du mit der Gräfin Ridolfi insgeheim verheirathet und die Verbindung erst dann öffentlich gemacht werden sollte, wenn der Erfolg gesichert sei."

Sie hielt inne und der Fra fiel ein: — „Sagen Sie ihm Alles — Alles — die Miene ist jetzt gesprungen und hat keinem Menschen etwas geschadet. Fahren Sie in Ihrer Beichte fort."

„Er spricht von der anderen Alternative,“ sagte sie die Stimme zu einem Flüstern sinken lassend. „Wenn es Dir mißlungen wäre —“

„In diesem Falle hättest Du den Engländern in die Hände gespielt oder vergiftet werden sollen! Der Plan für das erstere war bereits entworfen. Ich habe hier die Briefe, die mich bei Sir Horace Mann in Florenz accreditiren und die ich ihm zu übergeben gedenke. Ich bin entschlossen, allen Mitgenossen an dieser Schuld bis zum letzten aufzuspüren. Die Welt wird so viel mit Geschichten von Pöbel, Gewaltthätigkeit und Blutvergießen erbaut. Selbst das Genie sucht seine Begeisterung in den Schmähungen der Volksausschweifungen. Es ist Zeit zu zeigen, daß das Verbrechen ebenso gut unter dem Purpur versteckt ist wie unter Lumpen und daß die tödtliche Rache oftmals in vergoldeten Gemächern entworfen wird. Wir kannten einst einen Mann, Gherardi, der den Menschen hätte diese Wahrheiten erzählen können — einen Mann, der das Leichentuch der Monarchie und das Wehklagen des Volkes mit sich aus dieser Welt genommen hat.“

„Von wem spricht sie?“ fragte der Mönch.

„Von Gabriel Riquetti, den sie gekannt hat,“ und die letzten Worte wurden von Gerald in ihr Ohr geflüstert.

Marietta senkte den Kopf, bedeckte das Gesicht mit den Händen und murmelte: „Aber der sie nicht liebte.“

„Gabriel Requisti," fiel der Mönch ein, „hatte mehr Gutes und Schlechtes in sich als alle Heiligen und alle Teufel, die je mit einander im Streite gelegen haben. Er besaß die tiefsten Empfindungen und die schlimmste Handlungsweise und that nie etwas Gottloses, für das er nicht einen tugendhaften Grund aufweisen konnte."

Gerald, den der geringschätzige Ausdruck auffiel, welchen Marietta's Züge annahmen, folgte der Richtung ihrer Blicke und sah, daß die Augen des Mönches blutunterlaufen waren und daß sich sein Gesicht vom Weingenuß geröthet hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Das Ende.

Von Marietta vernahm Gerald, wie mit der seltsamen Fatalität, welche stets die Schicksale der Stuarts zu begleiten schien, sich Keiner als getreuer Anhänger erwiesen hatte, außer denjenigen, die durch ihr ausschweifendes Leben werthlos gemacht wurden, und daß der betrunkene Fra, dessen Schelmenlieder jetzt zwischen das Gespräch hereinklangen, kein Anderer war, als der Carmelitermönch O'Kelly, der ehemalige Genosse und Verführer seines Vaters.

Er hatte in seinem halbtollen Enthusiasmus Leute für die Sache seines Prinzen zu werben, eine Legion zu rekrutiren angefangen, die in Schottland oder Irland landen sollte. Die Mittel, womit er Anfangs operirte, wurden ihm mit ziemlicher Freigebigkeit von einem geheimen Sendling der Familie geliefert, in welchen O'Kelly endlich den Privatsecretair der Miß

Walsingham, der ehemaligen Maitresse Carl Edward's entdeckte. Später fand er jedoch, daß diese Dame selbst eine Pension von der englischen Regierung erhielt, und im geheimen Briefwechsel mit Mr. Pitt stand, der durch ihre Vermittelung alle Pläne des Prätendenten so wie seine täglichen Bewegungen erfuhr. Dieser verrätherische Verkehr hatte mehrere Jahre vor dem Tode Carl Edward's begonnen und dauerte noch einige Jahre nach demselben fort.

Ueber das Bewußtsein, daß man ihn dupirt hatte, beschämt, und dadurch, daß man ihn zu einem Feinde der Sache gemacht, welcher er hätte dienen wollen, erbittert, entließ O'Kelly seine Leute und ging als Räuber in das Gebirge. Mit den Jahren war er den Ausschweifungen jeder Art nur immer geneigter geworden. Alle seine Lebenserfahrungen hatten ihn wenig Anderes als Niedrigkeit und Bestechlichkeit gezeigt, und er kümmerte sich jetzt um nichts mehr, als den Genuß des Augenblicks, außer wenn die Möglichkeit einer Rache an Denjenigen, die ihn verrathen hatten, auf kurze Zeit seine Leidenschaften erweckte und ihn zu einem thatsächlichen Ausbruch des Zornes antrieb.

In seinen Stunden der Trunkenheit phantasirte er von einer Handlung in England und einem Plane zur Ermordung des Königs, den er sich ausgesonnen hatte. Dann war es seine Absicht, Mr. Pitt zu ermorden, und mitunter vergaß er Alles dies mit dem Wunsche,

Miß Walsingham selbst die Strafe ihrer niedrigen unweiblichen Verrätherei zahlen zu lassen.

„Er ist in seiner Mönchstracht an unser Klosterthor gekommen, um zu betteln," sagte Marietta. „Ich sah ihn nur einen Augenblick, erkannte ihn aber sogleich. Er war einer von denen in den „rothen Tagen" der Revolution; den Orden, zu dem er gehörte, verspottete er dadurch, daß er einen Rosenkranz von Würfeln trug. Er erkannte mich als eine Person, die sich noch schamloser preisgegeben hatte!" Eine leise Purpurröthe bedeckte bei diesen Worten ihr Gesicht und ihren Nacken, und verschwand ebenso schnell, um sie leichenblaß zurückzulassen. „Oh, Mio Caro!" rief sie, „es giebt für die Sinne aufregendere Berauschungen, als die des Weines. Es giebt ein Fieber des Geistes, wo die Entwürdigung als eine Art von Märtyrerthum erscheint und in den tiefsten Tiefen unserer Schmach und Schande kommen wir uns vor, als ob wir eine übermenschliche Selbstverleugnung geübt hätten. Es war mein Schicksal, mit einem Manne zu leben, der diese Gefühle einflößte." Sie hielt ein paar Sekunden inne und sagte dann mit bebendem Tone: „Um seine Liebe zu erringen, um das Herz zu besiegen, welches sich mir nicht ergeben wollte, habe ich mehr gewagt, als je ein Weib, als selbst je ein Mann gethan hat."

„Ich trinke ein volles Glas auf den Hofnarren des Königs!" fiel der Mönch lustig ein; „und wenn

die Gesundheit Keiner trinken will, so möge er auf die Maitresse des Ministers trinken."

Geralds Zorn zeigte sich in einer plötzlichen Geberde, aber Marietta unterdrückte dieselbe schnell mit ihrer Hand und bat ihn mit leiser Stimme, ruhig zu bleiben.

Ob die Sache siegt, ob die Sache fiel,
Was kümmert es dich oder mich?
Denn setzt der Prinz auch seine Krone auf's Spiel,
Einen Pfennig giebt es nur für mich.

sang O'Kelly lustig. „Wer kann das leugnen? Wer will behaupten, daß nicht gesunde Vernunft und Philosophie darin liegt? Niemand hat das besser gewußt, als Prinz Carl selbst."

„Und war dieser Mann der Gefährte eines Prinzen?" flüsterte Gerald ihr in's Ohr.

„Allerdings. Gesunkene Glücksumstände bringen niedrige Anhänger," sagte Marietta. „Ich habe gehört, daß die Genossen seines Vaters Alle von diesem Gepräge gewesen seien."

„Und wie haben die Menschen hoffen können, eine so befleckte und herabgewürdigte Sache wieder emporzubringen?" rief er etwas bitter.

„Das ist es auch, was Kinloch gesagt hat," fiel O'Kelly ein. „Wißt Ihr nicht mehr das Lied —

Der Prinz schwor bei seinem guten Schwert,
Er wolle sitzen auf seinem Thron,
Doch Keiner hielt ihn dessen werth,
Sie sprachen ihm Alle Hohn,
Sie sprachen ihm Alle Hohn.

„Das ist eine schwarze Lüge, so schwarz, wie sie je ein Verräther ausgeheckt hat!“ rief Gerald, dessen Zorn alle Grenzen überstieg.

„Ich trinke auf die Verräther, denn —

Die Verräther schmausten in Cannet's Saal
Und litten keine Noth,
Und die Leute schliefen im nassen Gras
Und erhielten nur Wasser und Brod.
Und erhielten nur Wasser und Brod.

O, könnte ich wählen, wo mir's gefiel,
So wüßt ich, wo ich wär',
Nicht bei dem hungrigen Burschen im Lumpenrock,
Bei den Herren freute mich's mehr.
Bei den Herren freute mich's mehr!

„Das dachte auch der Prinz!“ rief er heftig und mit unverschämtem, herausfordernden Tone, „das behagliche Leben und die weichen Betten in St. Germains gefielen ihm weit besser, als das Schlafen auf dem Haidekraut in den Hochlanden.“

„Wie lange muß ich die Unverschämtheit dieses Burschen erdulden!“ flüsterte Gerald Marietta mit zornbebender Stimme zu.

„Um meinetwillen, Gherardi,“ begann sie, aber der

Mönch vernahm die Worte und fiel mit trunkenem Gelächter dazwischen.

„Wenn Sie einen Tropfen von Stuartblut in den Adern haben, so werden Sie dem Frauenzimmer gehorchen, was es auch verlangen mag.“

Gerald sprang auf's Aeußerste entrüstet empor, ehe er sich aber noch dem Fra nähern konnte, hatte der kräftige Mönch seine Flinte gefaßt und gespannt.

„Noch ein Schritt — nur noch ein Schritt, und wären Sie der gesalbte König selbst, statt nur sein Bastard, so würde ich Sie in die Ewigkeit schicken.“

Gerald sprang mit einem tigerartigen Satze auf ihn ein, aber der Fra war vorbereitet, er hob seine Waffe an seine Schulter und feuerte. Ein durchdringender Schrei vermischte sich mit dem lauten Knall und hallte in den Bergschluchten wider und der Jüngling stürzte todt auf den Rasen zurück.

Marietta warf sich über die Leiche, küßte die leblosen Lippen und schlang ihre Arme um die bewegungslosen Glieder. Sie suchte ihn mit Schmeichelworten in das Leben zurückzurufen, sei es auch nur zu einem momentanen Bewußtsein ihrer Ergebenheit. Sie bot ihm jetzt die Liebe an, die sie ihm so lange entsagt hatte; sie wollte ihm, nur ihm gehören. Mit der Beredtsamkeit einer glühenden Phantasie malte sie ihm eine Zukunft aus, die bald von Allem erheitert sei, was erfolgreicher Ehrgeiz gewähren könne, bald von den ruhigen Freuden eines abgeschiedenen Daseins

beseligt werde. Ach, er war über Alles, was das Glück bieten konnte, hinaus! Der letzte Stuart lag starr und still auf der kalten Erde und seine blauen Augen schauten unverwandt in die Sonnenstrahlen.

Als am folgenden Tage einige Landleute vorüberkamen, fanden sie Marietta neben der Leiche sitzen. Die kalte Hand war in ihre beiden geschlossen und ihre Augen auf die Züge geheftet. Ihre Vernunft war entschwunden und außer einigen abgemurmelten undeutlichen Worten ließ sie nie einen Laut vernehmen.

Was den Mönch betraf, so hat man nie wieder etwas von ihm erfahren. Die Einen behaupten, daß er in den Abgrund gesprungen und dort umgekommen sei; Andere aber, daß er noch an jenem Abend von St. Stephano nach Amerika abgesegelt wäre, wo ihn später Viele gesehen und erkannt hätten. Ueber das tragische Ereigniß selbst berichten nur ein paar kurze Zeilen in dem Briefwechsel des Sir Horace Mann.

„Alle Besorgnisse,“ schrieb er, „die wir je in Bezug auf ein gewisses Individuum gefühlt haben mögen, von dem behauptet wurde, daß es der legitime Sohn Carl Edward's sei, sind jetzt vorüber. Er ist vergangene Woche ermordet — in der Trunkenheit von einem Mönch getödtet worden, der, wie man sagt, ehemals ein Günstling des Prinzen gewesen war. Viele bezweifeln, daß auch nur die geringsten Ansprüche

von seiner Seite auf Stuart'sches Blut vorhanden seien, aber Mr. Pitt gehört nicht zu dieser Zahl. Er hatte sich die größte Mühe gegeben, Auskunft über den Gegenstand zu erlangen und hatte, wie man mir erzählt, Abschriften von allen Documenten, welche die Rechte des jungen Mannes feststellten, in seinem Besitz. Ich selbst bin bei mehr als einem Anlasse beauftragt worden, einen Weg ausfindig zu machen, auf welchen pecuniäre Unterstützung angeboten werden könne, ohne daß er im Stande wäre, den Geber ausfindig zu machen. Ich glaube, daß dieser Auftrag von Sr. Majestät ausgegangen ist. Ueber den jungen Prinzen — denn als solcher müssen wir ihn betrachten — sind mir die entgegengesetztesten Berichte zu Ohren gekommen. Die Einen schätzten seine Vorzüge sehr hoch, Andere hielten ihn für einen wetterwendischen Wüstling, der von den Lastern der Revolutionsperiode verderbt und von den schlimmsten Ansichten Rousseaus angesteckt wäre; und schließlich gab es Einige, die ihn für wahnsinnig erklärten — eine Meinung, die ich weit entfernt bin, zu theilen. Viele von den Zügen, die man über ihn erzählt, machen nicht weniger seinen moralischen als intellectuellen Gaben Ehre.

„Mr. Pitt hat sich mit dem ganzen Scharfsinne, welcher seinen Geist bezeichnet, auf eins von den Ereignissen vorbereitet, welche unter den Umständen des Todes dieses jungen Mannes keineswegs unwahrscheinlich sind, und ich habe unter meinen officiellen In=

structionen die Weisung gefunden, ein förmliches Document über die Art und Weise jenes Ereignisses aufzusetzen und von allen Zeugen, die etwa vorhanden sein könnten, bescheinigen zu lassen. Es sollte so umständlich sein, daß es über jeden Streit, ja, über jede Discussion erhaben wäre. Die Möglichkeit, daß ein Anderer für ihn aufgestellt werden, oder daß irgend ein Abenteurer zu bloßen persönlichen Zwecken sich den Namen und Rang anmaßen könne, war dasjenige, was der Minister fürchtete."

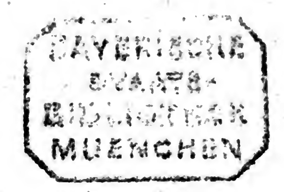
Seltsam genug war diese Erwartung nach einer langen Reihe von Jahren zur Verwirklichung bestimmt, und es stand ein Prätendent auf, der sich den rechtmäßigen Sohn Carl Edward's nannte.

Der Schreiber dieser Zeilen hat ihn selbst in einer Gesellschaft getroffen, welche seine Ansprüche anerkannte und ihm den hohen Titel seines angemaßten Ranges beilegte. Er besaß eine Menge persönliche Vorzüge, welche die Täuschung begünstigten, und unter andern eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den van Dyk'schen Portraits Carl I. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Züge ihn auf die Täuschung gebracht hatten, die durch alle Hülfsmittel der Kleidung und edlen Haltung bewundernswürdig unterstützt wurden.

Der Betrug ist, wenn man Alles bedenkt, ein sehr unschädlicher. Die Tage der Jacobiten sind vorüber und

ihre Sache ist ebenso vollkommen vergessen und mit ihren Interessen auch die Erinnerung des Menschen verschwunden, wie der kleine Cypressenbaum verdorrt ist, welcher ehemals das Grab des Chevaliers Fitzgerald — des letzten Stuarts bezeichnete.

Ende.



Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

